

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Dritter Teil

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Dritter Teil

Nietzsches Schicksal



n den nun folgenden zehn Jahren, von 1879 bis 1889, vollendete sich Nietzsches Schicksal, alles in allem genommen ein Schicksal ohnegleichen. Nun hatte er, was er schon seit langem und auch dann noch vielleicht viel zu spät als Grundbedingung für sein Lebenswerk erkannt hatte: er lebte in völliger Freiheit; er war nun sein eigener Herr und Meister. Da trat sein Imperativ an ihn heran: „Werde was du bist!“ Schon das kann stutzig machen; beim Eintritt in die Zeit der Reife sollte die Forderung eher zu lauten haben: „Sei was du bist!“ Um die Wirkung zu tun, zu der er sich aufgerufen fühlte, bedurfte es einer ganzen Kraft; solange aber dabei seine eigene Entwicklung noch im Gange war, fragte ihn das an seiner Kraft. Handeln wollen und dabei noch suchen müssen. — Das ist Nietzsches Schicksal, — darin liegt, wie sein Untergang, so auch sein Aufgang beschlossen. Hätte er aufgehört zu suchen, er hätte sich um sein bestes Teil gebracht. In klarer Voraussicht des Zwiespaltes diesen vermeiden, vorzeitig abschließen und nach Maßgabe der dann vorhandenen denkerischen Bilanz Organisator und Agitator sein, Glauben zerstören, Glauben aufrichten — das wäre die Versuchung gewesen, wenn wirklich sein Ehrgeiz und seine Begierde nach Anerkennung seinen letzten Antrieb bedeuteten, wie man manchmal bei ihm meint annehmen zu müssen. Er hätte dann seine Freiheit dazu benutzt, sich in eine Einheit zu zwingen, systematisch zu werden und den Ansprüchen an einen vollkommenen Philosophen zu genügen: denn Philosophie sollte nun nach der endlichen Abschüttelung seines Brotherufes, der Philologie, sein Lebenselement werden, und da mußte er sich doch sagen: Groß werden, mächtig werden wollen hieße doch den Spuren der Vorgänger folgen, gleich Schopenhauer und Kant und all den früheren sich nun auf den weltumspannenden Ausdruck konzentrieren, sich hinsetzen und sich auf einen Plan festlegen, dann Band um Band schreiben, die alle unter sich in ergänzender Beziehung zu stehen hatten gleich Gliedern an einem lebendigen, bewegungsfähigen Körper. Aber Nietzsche spürte: so Philosoph zu

Nietzsches philosophischer Trost

Aus dem Un-
erträglichen ins
Unerhörte

sein, das vermochte er nicht; die volle Menschenwelt gleichmäßig, harmonisch unverzerrt in seinem Individualspiegel auffangen, das konnte er nicht. Und doch wollte er groß sein! Die Ausflucht, zu der er sich nun entschloß, war höchst verwegener, ja geradezu verzweifelter Natur. Nießsche folgerte nicht: ich kann es nicht, ich will es aber können, wo ein Wille ist, ist ein Weg — was bis jetzt stets als Mittel zu Erreichung menschlicher Größe gegolten hatte. Vielmehr folgerte er: ich kann es nicht, also will ich es nicht — und doch wollte er hinauf und in die Größe empor. Den bis jetzt einzig als gangbar bekannten Weg verschmähte er. Es blieb ihm also nur übrig entweder klein zu bleiben — das Unerträgliche! — Oder auf eine ganz neue, von ihm zu entdeckende Art groß zu werden — das Unerhörte! (Dies ist schon im Kleinen und formalen wahr, bei seinen Freunden in der Eulerstraße sprach er es mehr in sich hinein, wie zu Overbeck heraus, weshalb er den Aphorismus gewählt, weil er nur diesen könne, aber ihn dafür zum Stilgesetz machen wolle.) So entschloß er sich auf allen Punkten zu dieser titanentrogigen Vermessenheit, und es ist klar, daß man von da an nun alles von ihm erwarten kann, nur nicht Planmäßigkeit, Harmonie, Ausruhen. Der Krampf, die Zuckung, der gewaltsam übersteigerte Stoß — das allein waren die Daseinsformen, in denen ein Leben sich noch abwickeln konnte wie das eines war, das auf sich zu nehmen er sich entschlossen hatte. Sehr früh schon war Nießsche von der Ahnung erfüllt, was es heiße, mit Leib und Seele Philosoph zu sein; im Jahre 1873 bereits hat er dafür einen wundervollen Ausdruck gefunden (Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, Abschn. 8) „Heraclit war stolz: und wenn es bei einem Philosophen zum Stolz kommt, dann gibt es einen großen Stolz. Sein Wirken weist ihn nie auf ein „Publikum“, auf den Beifall der Massen und den zujauchzenden Chorus der Zeitgenossen hin. Einsam die Straße zu ziehen gehört zum Wesen des Philosophen. Seine Begabung ist die seltenste, in einem gewissen Sinne unnatürlichste, dabei selbst gegen die gleichartigen Begabungen ausschließend und feindselig. Die Mauer seiner Selbstgenügsamkeit muß von Diamant sein, wenn sie nicht zerstört und zerbrochen werden soll, denn alles ist gegen ihn in Bewegung. Seine Reise zur Unsterblichkeit ist beschwerlicher und behinderter als jede andere; und doch kann niemand sicherer glauben als gerade der Philosoph, auf ihr zum Ziele zu kommen — weil er gar nicht weiß, wo er stehen soll, wenn nicht auf den weit aus-

gebreiteten Fittichen aller Zeiten; denn die Nichtachtung des Gegenwärtigen und Augenblicklichen liegt im Wesen der großen philosophischen Natur."

Soweit es sich um Kenntnis der Menschen und Dinge außerhalb seiner selbst handelte, läßt seine Psychologie zu wünschen übrig; gelegentliche Urteile von ihm oder sein Benehmen in der einen oder andern Lebenslage machen uns von seiner allgemeinen Menschenkenntnis und Weltkunde nicht allzuhoch denken. Dafür hat er sich selbst auf das genaueste gekannt; ja zu einer bleibenden Bedeutung seiner philosophischen Arbeit ist es dadurch gekommen, daß er seine Person universal auffaßte, sie als „Fall“, als „Typus“, als Schulbeispiel nahm und behandelte. Nach der Amtsniederlegung tritt er in sein eigentliches Daseinselement ein, in die freie, rein nur auf Selbstbefehl und Selbstverantwortung abgestellte Existenz; er verhilft den Begriffen „Wanderer“, „Einsiedler“, „Müßiggänger“ zu einer neuen Verkörperung. Er will nicht vor schnell fertig sein; er steht zu der Tatsache seiner unaufhörlichen Selbstentfaltung, und so lebt er denn ein Leben der „kurzen Gewohnheiten“ („Fröhliche Wissenschaft“ Aph. 295): „Ich liebe die kurzen Gewohnheiten und halte sie für das unschätzbare Mittel, viele Tatsachen und Zustände kennen zu lernen, und hinab bis auf den Grund ihrer Süßen und Bitterkeiten: . . Immer glaube ich, dies werde mich nun dauernd befriedigen . . Und eines Tages hat es seine Zeit gehabt . . Und schon wartet das Neue an der Türe, und ebenso mein Glaube — der unverwüßliche Tor und Weise! — dies Neue werde das Recht, das letzte Recht sein. So geht es mir mit Speisen, Gedanken, Menschen, Städten, Gedichten, Musiken, Lehren, Tagesordnungen, Lebensweisen. — Das Unerträglichste freilich, das eigentlich fürchterliche, wäre mir ein Leben ganz ohne Gewohnheiten, ein Leben, das fortwährend die Improvisation verlangt: — dies wäre meine Verbannung und mein Sibirien“.

Jetzt, hinterher wissen wir um seinen Wahnsinn in seiner letzten Lebensdekade. Das verpflichtet uns vor allem festzustellen, daß in den uns hier beschäftigenden zehn Jahren, in denen sich sein Schicksal erfüllte, der Wahn an seinem Leben noch keinen ausschlaggebenden Teil hatte, daß vielmehr diesem Leben in eminenter Weise ein Sinn innewohnte. Welches war dieser Sinn — das vor allem gilt es zu wissen. Nun — darüber sind wir doch schon klug geworden — der Sinn, der Nietzsches Leben beseelte und in seiner

Der zum
Al Fresco
vergrößerte
Lyrismus

Optimismus
aus
Verzweiflung

Eigenschaft als Seele alle die disparaten Bestandteile seines Denkens zusammenhielt, dieser Sinn war nicht begrifflicher Natur; es war keine geklärte, in sich zu völliger Verdeutlichung beruhigte Erkenntnis, nichts Abstraktes, nichts Mathematisches. Der Sinn von Nietzsches Leben war von animalischer Beschaffenheit, eine erdenrührige, unmittelbare Eigenschaft — ein Vitaltrieb, ein Lebensinstinkt. Dieser „Grundwille“, wie Nietzsche es selbst nannte, ist uns durch die Mitteilungen aus der Basler Zeit immerhin so geläufig geworden, daß wir versuchen können ihn näher zu umschreiben. Ein dämonischer Zwang, intensiv zu erleben, gepaart mit dem Unvermögen, in denselben Dimensionen sich vom Überschwang zu befreien, eine ungeheure Subjektivität, ohne die entsprechende Erlösung durch die objektivierende Gestaltungsgabe, ein Lyrismus ohnegleichen, unerhört zum Al Fresco vergrößert — das war das Schicksalsgeschenk der Götter an Friedrich Nietzsche. Bei einer solchen überströmenden Fülle des menschlichen Teiles, in der künstlerischen Hälfte um das ebenbürtige Quantum der Befähigung verkürzt, ermangelte Nietzsches geistiger Gesamtorganismus der balanzierenden Proportion. Kein Aufwand von Willenskraft vermochte den Einklang herzustellen; die ihn erst vorherrschend auszeichnende Mäßigkeit seines Wesens wurde zunehmend von Stößen und Schwallen erschüttert, so daß es um das Ebenmaß geschehen war und Nietzsche schließlich buchstäblich an Maßlosigkeit zugrunde ging. Seine Empfindung verbreitete sich wohl über die Oberfläche der gesamten intelligibeln Welt, aber vorwiegend analytisch, ätzend, zersetzend; man kann wohl auch positiv sagen, er habe überallhin seinen Samen ausgestreut, aber es war eine Saat der Drachenzähne; es wurde ein graufiges Geschäft, hier Ernte zu halten und Schnitter zu sein. Nehmen wir die Gewalttätigkeit, die von nun an bei Nietzsche auf Schritt und Tritt in seinem Denken wie in seinem Leben zur Anwendung kommt, nicht als einen Mangel und Fehler, der, wäre er vermieden worden, einen normalen und natürlichen Aspekt von Nietzsches Philosophie nicht gehindert hätte — nehmen wir diese Gewalttätigkeit vielmehr als das, was sie für Nietzsche wirklich war, als seine vitale Funktion, als sein Atemholen, so beugen wir damit jedenfalls der Gefahr vor, Nietzsche einer von vornherein ungerechten Beurteilungsweise zu unterstellen. Overbeck hat aus einer tiefen Intuition von Nietzsches Natur den Ausspruch getan: „Der Nietzschesche Optimismus ist nun einmal der eines Desperado.“ Man hat daraus ab-

sprechendes Unverständnis herausgehört statt die vollkommene Wahrheit. Ohne diese Desperation, aus der heraus er einen beständigen Kampf ums Messer führte, wäre Nietzsche, so wie er nun einmal geworden und gewesen ist, gar nicht vorstellbar. Er ist der schließlich unterliegende, aber gegen sein Schicksal sich bis auf den letzten Blutstropfen wehrende Denkerheld. Das einzige, was er zuguterlegt an sich ernst genommen hat, war dieses sein verzweifelter Sich-zur-Wehr-setzen, und um dieser Unablässigkeit willen ist auch etwas so Großes daraus geworden, nämlich eine heilige Raserei. Dadurch daß Nietzsche sich nicht als Rasender gebärdete, sondern schließlich Rasender wirklich war und dies als Ergebnis eines rastlosen, ewigen Kämpfers- und Siegerdranges — das drückt seinem Charakter für alle Zeiten den Stempel auf und wird auch seine Versetzung unter die Heroen des Menschengeschlechts herbeiführen. Denn mitten im hellen Tageslicht der Geschichte, in einer zumal durch seinen Eifer endgültig entgötterten Zeit hat er uns die Schauer vor dem überbrausenden Menschenggeist wieder empfinden gelehrt. An einem unserer Zeitgenossen, der unter uns wandelte, zu uns redete und mit uns zu Tische saß, nehmen wir mit Staunen und Grausen etwas Sagenhaftes, längst mythisch Gewordenes, als etwas uns Betreffendes und Angehendes wahr. Nietzsche hat dem Worte „Tragik“ einen uns anschaulichen, faßbaren, handgreiflichen Inhalt verliehen. Und wenn die Nachwelt in ihm einmal einen ihrer großen Reicheren sähe, so könnte es nur deswegen sein, weil er uns nicht hat verarmen lassen um die Tatsächlichkeit des Geisterhaften, weil er den Gürtel, den zum Herabfallen locker gewordenen, wieder eng und fest geschnallt hat — jene Furcht- und Troßempfindungen vor dem Schicksal, die Seelengröße des klassischen Altertums. Es ist also wohl eine Zeitspanne des Reifseins, zu deren Betrachtung wir uns anschicken.

Um ganz sicher zu gehen und uns in der Wertung der darzustellenden Vorgänge nicht unnötig zu vergreifen, ist in Kürze der psychologische Ansatz bei Nietzsche mit möglichster Klarheit zu zeichnen. Seine seelische Grundbeschaffenheit war eine ungewöhnliche Sensibilität, ein Vibrieren, Fluktuieren, Oszillieren ohne Ende. Gesteigerte Empfindlichkeit ist für einen bedeutenden Geist, der erst noch zu werden hat, eine unentbehrliche, scheinbar weibliche, im Grunde aber eminent männliche Eigenschaft; denn sie ist eine Emanation des Willens zum Wert, und repräsentiert

Nietzsches
Sensibilität

Sentimental oder
geistreich

das Bedürfnis, die Erreichbarkeit des Wertes von niemandem in Frage gestellt zu stehen. Sie bildet auch den eigentlichen Kern von Nietzsches Mannhaftigkeit. Nur daß bei ihm dann eben die oben beschriebene Gegensätzlichkeit und Zwiespältigkeit seiner Natur ihn daran verhinderte, diese seine fast beispiellose Resonanzfähigkeit in Zucht zu nehmen und durch Sammlung zur höchstmöglichen Rückschlagskraft zu steigern. Dann wäre ein Mensch vom großen Zuschnitt im Stile Goethes oder Bismarcks aus ihm geworden, während er so eben in allzu vielen Punkten in seiner Schwäche und Ohnmacht stecken geblieben ist. Seine Sensibilität hat sich nämlich gespalten, und zwar ist die größere Hälfte davon eben in Schwäche ausgeartet. Diese schwächliche Empfindsamkeit stellt sich bei Nietzsche in dem Unvermögen dar, sich gegen auf ihn eindringende Reize je nach Gutfinden abzusperrern und für allzufräftige Antriebe von außen rechtzeitig die nötigen Hemmungen aufzurichten. Statt dessen bleibt Nietzsche den auf ihn eindringenden Erregungen wehrlos ausgesetzt: er muß immer voll darauf reagieren und schwächt sich so bis zum Verbluten. Dabei reagiert er entweder mit dem Gemüt oder mit dem Geiste — beides bei ihm gleich reichlich vorhanden. Im ersten Falle wird er sentimental, im zweiten geistreich — gekünstelt und gesucht geistreich; fast neun Zehntel seiner bis jetzt bekannt gewordenen Gelegenheitsäußerungen, vor allem der aus den achtziger Jahren stammenden bereits veröffentlichten Briefe, dürften unter dieses Doppelsymptom innerer Ungesundheit fallen. Dann aber kommt das zehnte Zehntel an die Reihe; es beherrscht die Briefe an Overbeck. Da ist Nietzsche die Sensibilität zur Gesundheit gediehen; er ist nicht der Spielball der auf ihn einströmenden Reize; alle jene ihm besonders wohl bekannten Eigenschaften, die nach seinem strengen Urteil allesamt den Dekadent ausmachen, vorab das von ihm besonders gefürchtete „Ressentiment“, fallen ihm nicht weiter zur Last. Nun ist die Sensibilität nicht länger passiv, sie ist aktiv geworden. Sie ist stark genug, die Dämme zu errichten, um vor gänzlicher Überschwemmung gesichert zu sein. Er bleibt stehen, er bietet den Widerständen die Stirne, er hüllt sich in seinen Stolz und in seinen Trotz. Sobald seine Empfindsamkeit nicht weichlich jedem Stoße nachgibt, sondern verhärtet die Stöße aushält, da ist Nietzsche der Herr, der Heros, der Gesunde. Da dies aber bei ihm nun einmal die Ausnahme ist, da der überwiegende Teil seiner seelischen Provinzen bereits der Offkupa-

durch die Dekadenz verfallen ist, bringen es auch seine übermenschlichen Anstrengungen nicht fertig, sich frei zu kämpfen. Diesen Ansatz zu einem grundsätzlichen Standpunkte in der Beurteilung Nietzsches nimmt auch August Horneffer ein (Nietzsche als Moralist und Schriftsteller, Jena 1906, S. 55): „Es erwuchs doch auf diese Weise eine große Gesamtbetrachtung; die philosophischen Probleme gewannen Leben und Bedeutung auf Grund der moralistischen Einzelergebnisse. Wir sagten, daß Nietzsche Widersprüche seiner Natur lösen, Schwierigkeiten aufdecken wollte. Das befruchtete seine Moralistik, und eben das machte ihn schließlich zum Philosophen. Daß er diesen Weg einschlug, ist ein bewunderungswürdiges Zeichen seiner Gesundheit und hohen seelischen Kraft; aber wie er diesen Weg ging, von Anfang bis zu Ende, ist ein bedauernswertes Zeichen dafür, daß er seine kranken destruktiven Anlagen nicht zu bewältigen verstand, daß der kranke Nietzsche oft die Führung hatte, wo der gesunde sie zu haben glaubte.“

Für das Verständnis der nachfolgenden Gedankenreihen ist es unerlässlich, sich das oben angedeutete psychologische Schema einzuprägen, um es bei den beständigen Umschlägen und Verwerfungen in Nietzsches Stimmung und Gesinnung stets zur richtigen Wegeleitung bei der Hand zu haben. Es sei daher noch der Entwurf in graphischer Verkürzung versucht:

Sensibilität

Schwäche	Kraft
(Gemüt) (Geist)	
Sentimentalität — Verfeinerung	Größe

Ein großer Mann ist weder sentimental noch geistreich. Da Nietzsche beides sehr stark ist, gilt es, die Fragmente seiner Größe aus den Trümmern des Zusammenbruchs zu retten. Es gilt ein Auge zu haben für die merkwürdige und oft wunderliche Weise, wie hier ein eigenwilliger und unveröhnlicher Denkegoismus unter gefährlichen und verzweifelter Umständen zum vollen Siege hindurchdrang. Was da alles auf dem Spiele stand und zu überwinden war, hat Nietzsche in einem hellen Vorausblick eben in jener entscheidenden Wendezeit klar erkannt. (Der Wanderer und sein Schatten, Aph. 337): „Das Heroische besteht darin, daß man Großes tut (oder etwas in großer Weise nicht tut), ohne sich im Wettkampfe mit anderen, vor anderen zu fühlen. Der Heros trägt die Einöde und den heiligen unbetretbaren Grenzbezirk immer mit sich, wohin er auch gehe.“

Erster Abschnitt des dritten Teils

Das Ungenügen der reinen Aufklärung

(Der Dichter)



Nietzsche fortan
heimatloser
Hotelgast

at der Mangel an innerer Sefthaftigkeit, das beständige Umspringen von einem Standpunkt auf den Gegenpunkt und wieder zurück den Charakter von Nietzsches Denkweise überhaupt bestimmt, so stellt er sich nach dem Abschied von Basel noch mehr als bisher als Reflexer von Nietzsches äußerem Lebenszuschnitt dar; denn von nun an ist er der „Reisende“ gewesen, der Hotelmensch, der heimatlose Junggeselle. Er hat sich selbst gerne als den großen Einsiedler hingestellt, und zweifellos erfüllte sich mit einem solchen menschenfernen Dasein ein Hang, den er von Jugend auf in sich verspürt hatte; schon mit dreiundzwanzig Jahren kannte er ein Einsamsein „vermöge seiner Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensbestrebungen“, und dies war für ihn verbunden mit einer „Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Konsequenzen“. Mit Recht bemerkt hierzu Robert Saitschick (Deutsche Skeptiker, Berlin 1906, S. 83): „Es war nicht die Einsamkeit eines Denkers wie Schopenhauer, der mit seinen eigenen festen Gebilden zusammenlebt und in ihnen die voll erschöpfende Lebenswahrheit erblickt, die einzige Trösterin auf dem einsamen Lebenswege. Nietzsche kam in seine Einsamkeit nicht mit einer Fülle konkreter Lebenserfahrungen, weshalb er auch die mannigfachen Mängel, Schwächen und Widersprüche der Menschen nicht aus tiefem Miterleben, sondern wie aus der Ferne in ganz allgemeinen Umrissen erfaßte.“ Schon Mitte der siebziger Jahre nannte er sich „einsam wie das Rhinoceros“. — „Mit Einsamkeit und Leiden ganz vollgepfropft“ — übernommen vom „Gefühl der Einöde, daß ich schreien möchte“. Wieviel mehr mußte jetzt, wo die Taue, die ihn von Berufs wegen an den täglichen Verkehr mit Menschen banden, von ihm selbst zerschnitten waren, dieser ihm von Natur innewohnende Trieb überhand nehmen und sich zum Nimbus auswachsen!

Will man nun unter diesem verschwommenen und schimmernden allgemeinen Merkmal doch immer noch die tatsächlichen Umrisse in Niezsches einsiedlerischer Lebensführung wahrnehmen, so ist unter den Beziehungen, die Niezsche zum Menschen teils fortsetzte, teils neu anknüpfte, seine Freundschaft mit Overbeck mit keiner andern vergleichbar und völlig für sich zu bewerten. So wenig wie sonst etwas in Niezsches Leben hatte sein Verhältnis zu Overbeck einen geschlossenen einheitlichen Charakter: aber das Unharmonische, Zwiespältige daran zerlegte sich so klar in seine beiden Teile, zerfiel so selbstverständlich und natürlich in eine fruchtbare und in eine sterile Seite, daß dadurch diesem Verhältnis eben eine Einfachheit und Harmlosigkeit gewahrt blieb, die an jedem Bruche vorbei zur unerschütterlichen Dauer führte. Unfruchtbar blieb an dem Verhältnis Niezsches Anspruch auf die philosophische Gefolgschaft seiner Freunde; Overbeck ist so wenig wie sonst einer aus dem Kreise von Basel und Bayreuth Niezsches Anhänger im strengen Sinne geworden, obschon er ihn, wie noch zu zeigen sein wird, ernster nahm als irgend einer unter jenen. So wie Niezsche es jedoch verlangte, ist Overbeck nicht mitgegangen. Diese Tatsache hat aber — und das ist hier mit allem Nachdruck hervorzuheben — Niezsche nicht dazu bewogen, die Folgerung daraus zu ziehen, Overbeck als Freund abzudancken. Aber nicht etwa aus Großmut hat er ihn beibehalten, sondern einzig deshalb, weil auch ohne die ersehnte und vermiste geistige Zustimmung Overbeck viel zu viel für ihn bedeutete. Da trat eben zutage, was den innersten Kern der Freundschaft überhaupt ausmacht: die Teilnahme am Leben des andern, die Mitfreude, das Mit-Leiden — unabhängig von jeder Meinungsverschiedenheit, weil einem höheren, unmittelbaren Empfindungskreise angehörend. Niezsche war, als er Basel verließ, in Sachen der Freundschaft Kenner; stand doch damals bereits in seinen „Vermischten Meinungen und Sprüchen“ (Aph. 241) die ohne feinste Erfahrung undenkbbare Weisheit zu lesen: „Die gute Freundschaft entsteht, wenn man den andern sehr achtet und zwar mehr als sich selbst, wenn man ebenfalls ihn liebt, jedoch nicht so sehr als sich, und wenn man endlich, zur Erleichterung des Verkehrs, den zarten Anstrich und Flaum der Intimität hinzutun versteht, zugleich aber sich der wirklichen und eigentlichen Intimität und der Verwechslung von Ich und Du weislich enthält.“

Niezsches Schwester schreibt (Biographie II, S. 828): „Zu

Die Fortdauer
der Freundschaft
mit Overbeck

Freundschaft
unabhängig von
Meinungs-
verschiedenheiten

Professor Overbeck, der in praktischen Dingen und auch sonst sich für meinen Bruder immer herzlich-freundschaftlich besorgt zeigte, war ja äußerlich das alte Verhältnis geblieben, aber beide täuschten sich nicht darüber, daß sie sich mit ihren Zielen so weit voneinander entfernt hatten, wie es zwei so verschiedenen Naturen nur möglich war. Was der Philosoph Nietzsche von seinen Freunden verlangte, war ja nicht nur freundlicher Zuspruch und Teilnahme, sondern das eingehendste, gewissermaßen leidenschaftlichste Interesse für seine Probleme, — das konnte ihm Overbeck nicht geben. Aber immer dachte mein Bruder an ihn mit warmer Dankbarkeit und mit der innigsten Freude an jene Zeit zurück als er mit ihm und Dr. Romundt in der „Baumanns-Höhle“ hauste.“ Hiezu hat Overbeck eine Anmerkung aufgezeichnet, die hier wiedergegeben ist: „Frau Dr. Förster spricht in ihren eben angeführten Worten über Dinge, über welche öffentlich abzusprechen zur Zeit noch kein Mensch auf Erden das Recht hat und ich selbst zu sprechen denn auch ohne Scheu nicht unternehmen könnte. Was weiß denn Frau Dr. Förster über meine Natur? Gewiß doch nicht mehr als ich, der ich nicht mehr darüber wissen kann, als das Problematische, was uns Menschen nach allgemeiner Erfahrung in der Sphäre der Selbsterkenntnis zu wissen beschieden ist! Hat sie nur ein Stündchen zur Überlegung der Ungunst der Umstände übrig gehabt, die über unseren gegenseitigen Bekanntschaften gewaltet haben? Zum Beispiel nur die Tatsache bedacht, daß in Jahren, an die im ‚Leben‘, das uns hier beschäftigt, uns besonders zu erinnern wohl Anlaß besteht, der Atlantische Ozean sich, so groß und breit er ist, in unsere kleinen Angelegenheiten mischte und zwischen uns legte? Was weiß Frau Dr. Förster noch weiter zu fragen über das, was ich ihrem Bruder geben konnte und nicht konnte? Was weiß sie darüber, was jemals in meinem Verhältnis zu ihrem Bruder ‚äußerlich‘ noch akzeptabel war und also ‚innerlich‘ wohl ganz bedenklich?“

Overbecks
Freundesdienste

In der Biographie (II, S. 823) wird Overbeck als derjenige bezeichnet, der „seine Gelder verwaltete“. Doch hat er gerade den Brief, der daselbst als Muster von Nietzsches Geldaufträgen abgedruckt ist, niemals erhalten. Es ist bezeichnend, daß Nietzsche gerade bei dieser veröffentlichten Fassung es beim Entwurfe bewenden ließ und den betreffenden Brief selbst nie abgeschickt hat; denn er wäre aus dem echten Ton des Briefwechsels hinausgefallen. Nietzsches an Overbeck gerichtete Geldbegehren pflegten

gemeinhin viel schlichter gehalten zu sein. Wie es dabei zugeing, war jedesmal dem einen wie dem andern bewußt und bedurfte keiner Begründung. Overbeck hat sich zu dieser Stelle notiert: „— wogegen ich allerdings nicht einmal wie gegen eine Indiskretion klagen darf. Denn was hiemit dem großen Niehsches Publikum verraten wird, ist mindestens hier in Basel kein unbedingtes Geheimnis. Gewiß, oft genug schreibt mir Niehsche in seinen an mich gerichteten Briefen wie einst Wagner an seinen Freund Liszt: Schick mir Geld! Freilich mit dem großen Unterschied, daß es sich bei den von mir erhaltenen Anweisungen um Niehsches Eigentum handelte! Ist aber schon darum gegen Frau Dr. Försters Charakteristik so ganz und gar nichts zu sagen? Es kommt darauf an, wie ernst sie selbst sie nimmt. Soll ich damit überhaupt als ein in Basel zurückgelassener Geschäftsagent Niehsches dargestellt sein, so ist es für mich doch eine etwas harte Zumutung, dazu stille zu sein, obwohl ich in Niehsches Briefen das klassische Zeugnis besitze, das hier vollkommen Klarheit schaffen und niemand darüber in Zweifel lassen wird, was an mir Geschäftsagent gewesen ist und was etwas mehr.“ Die Wahrheit wird wohl sein, daß Overbecks Treue im kleinen es gewesen ist, die Niehsche ermöglichte, es überhaupt im Leben auszuhalten. An Overbeck konnte er in allen Kleinigkeiten immer gelangen.

Das kleine Kassenheftchen ist noch vorhanden, in dem Overbeck über Niehsches Geldangelegenheiten getreulich Buch führte. Es wird gestattet sein einige Posten probeweise anzuführen:

Einnahmen:	Ausgaben:
Für ein Musikgestell	Inserat Basl. Nachrichten
1 Bettlade mit Sprungfeder- matrassen	Koffereexpedition
1 Lehnstuhl	N. nach St. Moritz gebracht
2 Tischchen	Nach Naumburg geschickt
Karaffe mit Gläsern und Brett	Inserate für d. Bücherbretter
1 Spucknapf	für Bayreuth
1 Schirm und ein Handtuchgestell	Nach Venedig geschickt
1 schwarzer Lehnstuhl	An Schmeißner
1 Sitzbad	für den grünen Heinrich
Durch Hagenbach aus dem	Kakao und Vanille
Heuslerschen Legat	Niehschen mitgegeben
Zinsen von 100 Tagen 3 %	2 Zahnbürsten
Halbjährliche Staatspension	4 kg Zwieback nach Sils
	An Herrn Fino in Turin

Overbecks
Buchführung für
Niehsche

Beitrag der Akademischen Gesell- Apothekerrechnung in Turin
 schaft Arztrechnung in Turin
 Rückzahlung der verlost. eidg. Honorar des Reisebegleiters.
 Obligation
 Zins der Basler $4\frac{3}{4}$ Obliga-
 tion
 Agio beim Einwechseln von
 300 Lire

In Turin gefunden

Diese Rechnungsführung Overbecks umfaßte ununterbrochen volle achtzehn Jahre, von Nießsches Wegzug von Basel bis zum Tode der alten Frau Pastor im Jahre 1897. Man sieht, Overbeck versagte auch im kleinen nie, sei es daß es galt, Summen von Nießsches verkauftem Hausrat einzuziehen oder die Pensionsraten in Empfang zu nehmen, sei es, daß er auf jeden Anruf Nießsches sofort ihm Geld oder bestimmte Gegenstände zusandte. Mit Recht sagt Ernst Horneffer (Nießsches letztes Schaffen 1907, S. 64): „Er hat ihm manchen Freundesdienst getan, der klein scheint, und doch jahraus jahrein geleistet, ein Beweis hoher Pflichterfüllung ist.“ Es ist eine ununterbrochene Kette äußerst umständlicher Gefälligkeiten. Nie hat Overbeck die Geduld verloren, immer umgehend dem eintreffenden Gesuche entsprochen. Diese Bemühungen Overbecks, alles für ihn Nötige zu besorgen, zeigen aufs Glänzendste seine Verdienste um Nießsche.

Overbeck und
 Peter Gast



hier ist nun der Ort, einer Verbindung zu gedenken, die recht eigentlich als die feste Grundlage von Nießsches Existenz in seiner entscheidenden Schaffensperiode anzusehen ist: das freundschaftliche Einvernehmen zwischen Overbeck und Peter Gast in ihrer gemeinsamen Fürsorge für Nießsche. Beide ließen sich einen ausführlichen Briefwechsel nicht gereuen, der über mehr als zwanzig Jahre sich erstreckend im großen und ganzen sich um Nießsches Angelegenheiten drehte. Overbeck hat den Freund allerdings öfter, jedoch nie mehr länger als auf Tage oder höchstens Wochen wiedergesehen; als Schreiber und Vorleser kam er zudem auch früher nicht wesentlich in Betracht. Dies war der Fall bei Peter Gast; durch seine Bereitwilligkeit, bei Nießsche Sekretärdienste zu tun, war ja überhaupt seine eigene Jüngerschaft zustande gekommen. Auch war er gleich Nießsche „unstät und

flüchtig"; in dem bekannten als Beigabe zu „Menschliches, Allzumenschliches“ facsimilierten Briefe bezeichnet Nießsche diese Eigenschaft Gasts als das eigentliche Band zwischen ihnen beiden. Voll dankbarer Freude über einen Beistand, wie Gast ihn für Nießsche bedeutete, schenkte Overbeck diesem das ganze Vertrauen, dessen er fähig war. Er schenkte es — damals — keinem Unwürdigen. Gast hat bei den Aus- und Eingängen des Briefzeremoniells seiner großen Verehrung für Overbeck beredten Ausdruck verliehen; wie viele von den anderthalbhundert Briefen seiner Hand tragen den Schlußgruß: „Ihr ewig dankbarer Schüler"! Wie wenig das Phrase war, wie sehr Gast Overbecks Selbstwert und den Wert seiner Freundschaft für Nießsche durchschaute, beweist mehr als eine Briefstelle. Einige dieser Aussprüche sind hier bekannt zu geben:

Venedig, 6. Juni 1879

„Ich glaube nachempfinden zu können, wie nahe Ihnen das geht, was in der letzten Zeit mit Nießsche geschehen; diese einzigartige Freundschaft, zu der wir Jüngern immer mit Erhebung aufblicken, verlangt ihren ungestörten Fortgang und kann sich in den Abschied nicht fügen! — —“

Venedig, 7. Juli 1879

„Ich kenne und bewundere wohl dieses eminente Buch (Overbecks ‚Studien zur Geschichte der alten Kirche‘, Heft I 1875), weiß auch sowohl aus ihm selbst, als auch aus Ihren Vorlesungen, die zu hören ich die Ehre haben durfte, inwiefern es zeitherige Meinungen korrigiert, fühle mich aber hier zu laienhaft, um seine Ergebnisse präzis und richtig pointiert, und namentlich so, daß es unter Eingeweihten keinen Anstoß erregt, in Worte zu fassen. — Über die ‚Christlichkeit der heutigen Theologie‘ dagegen, welche Schrift ich vor einigen Wochen zu meiner höchsten Belehrung wieder las — wobei ich erstaunen mußte, was sich früher und was sich jetzt mir alles von seinem Inhalte erschloß, was mir damals entgehen, was ich diesmal alles zu freudigster Überraschung entdecken mußte — über diese, nur Ihnen möglich gewesene Schrift werde ich mir selbst eine kurze Anmerkung erlauben, ohne daß Sie mich einer Ungeschicklichkeit oder Unschicklichkeit zu zeihen haben werden.“ — (Gast stand damals im Be-

griff, für den Verleger Schmeißner Inhaltsangaben der Verlagswerke für den Katalog anzufertigen.) —

Venedig, 30. August 1879

„Briefwechsel
zwischen
Hieronymus und
Augustin“

„Für die Inhaltsangabe des I. Heftes Ihrer ‚Studien‘ danke ich ausdrücklich; sie war mir ein Fingerzeig für die Abfassungsart aller übrigen. — Zu meiner großen Freude entdeckte ich in Sybels historischer Zeitschrift auch Ihren Traktat über den augustiniſchen Briefwechsel mit Hieronymus, der Sie mir denn in Ihrer ganzen Bedeutung, und hier besonders als feinsinnigsten Moralisten nahe brachte. Ich fühlte wohl über dieser Lektüre den Vorwurf, wie ich seit Ihrem vorletzten Brief habe mehr Zeit verstreichen lassen, als zu Augustins Zeit ein Brief von Karthago nach Antiochien brauchte.“

Venedig, 19. Juni 1880

„Neulich las ich Niebſche aus Ihrer Chriſtlichkeit vor und er ſagte ohngefähr das, was ich im vorigen Jahre gegen Sie vielleicht geäußert habe, ‚es ſei ihm, als habe er früher nur halb ſo viel herausgeleſen, als jetzt‘; ich weiß, dieſe Lektüre hat ihn zu mehreren Gedanken angeregt. — Auf die Bekanntschaft mit Ihrer neuen Schrift freuen wir uns ſchon ſehr. —“

Venedig, 22. Juli 1880

„Zur Geſchichte
des Kanons“

„Jeden Tag, ſeitdem Prof. Niebſche von hier fort iſt, wollte ich ſchreiben, namentlich aber ſeitdem ich durch Ihre Güte Ihr hochgeſchätztes neueſtes Werk übers Neue Teſtament erhielt, — aber jeder Tag brachte andere Dinge und ließ mich nicht zum Schreiben kommen. Geſtern und heute regnet es denn endlich einmal, ſo daß ich einmal etwas anderes als die elendigliche Notenkopſmalerei unternehmen kann, nämlich einige Zeilen ſchreiben, mit welchen ich Ihnen, verehrter Herr Profeſſor, meinen allerherzlichſten Dank abſtatten möchte. Wenn ich auch gewiß nur einen ſchwachen Begriff von den Problemen habe, welche Sie vielleicht zum erſten Mal in wiſſenſchaftlicher Weiſe beſchäftigen, ſo gehe ich Ihnen doch mit wahren Vergnügen nach und vergegenwärtige mir oft, welche Rüſtigkeit und Freude dazu gehört, auf dieſen Gebieten, welche für alle moderne Kultur immerhin von höchſter Wichtigkeit ſind, zu forſchen und Schwanckendes feſtzuſtellen. Herr Prof. Niebſche wird Ihnen, da ich ihm aus eigenem

Antrieb hier einige Stellen aus Ihrer „Christlichkeit usw.“ vorlas, bezeugen können, daß ich ihm eigens einige Stellen bezeichnete, zu denen ich sagte, daß sie im Leser eine tiefe Erfahrung voraussetzten, da, wie z. B. im letzten Abschnitt jenes Buches, oft nur mit Nebensätzen eine ganze Reihe von Beobachtungen und humanitären Wertschätzungen entlang geeilt wird, um nur die Hauptsachen dem Leser vorzuführen. Vielleicht gehöre ich zu den Lesern, welche wegen der Relativität ihrer Wertschätzungen nicht zu weit hinter den Anforderungen, welche Sie an sie stellen, zurückbleiben.“

Venedig, den 14. November 1881

„Ich denke oft mit einer Art dankbaren Sinnes an die Fügung, daß ich in der Nähe so geistig wirksamer Männer leben darf, wie in Ihrer und des Herrn Prof. Niehsche Nähe. Was von Ihnen beiden in mich eingeflossen, das gehört mit zum Bestimmendsten für den Lauf meines Lebens. Ich habe dies schon früh empfunden und nahm mir die große Freiheit, diese Einwirkung auch über die Zeit des örtlichen Beisammenseins zu erhalten zu suchen. Und was bin ich der von Ihnen mir erwiesenen Gunst nicht alles schuldig geworden! Wie viele gute Vormittage und ganze Wochen wurden mir oft durch einige Federzüge Ihrer gütigen Hand bereitet! Ich sehe jetzt erst meine künstlerische Klugheit ein, die in dieser Weise auf den Diebstahl an hohen Seelen ausging.“

Venedig, 25. September 1883

„Sie waren so gütig, mich mit der Zusendung Ihrer Abhandlung über die Anfänge der patristischen Literatur zu beehren und hoch zu erfreuen⁸⁸. Ich danke Ihnen vielmals und herrlich dafür. Die Unterscheidungen, welche Sie in die Geschichte der ersten christlichen Literatur einführen, helfen dem Leser viel zur deutlicheren Erfassung des wolkigen Gegenstandes. Die durchgängige Betrachtung desselben vom uninteressierten, rein literarhistorischen Gesichtspunkt aus haben gewiß Sie zuerst auf ihn angewandt, und ich denke mir, daß Sie nach und nach auch von weiteren Epochen der christlichen Literaturgeschichte in Sybels Zeitschrift versuchsweise ein Bild entwerfen wollen, um so die Vorstudien zu einer christlichen Kirchen- und Literaturgeschichte zu haben, die ich mir so gern von Ihnen zu Ende geführt und herausgegeben denke. Wenn der Historiker für nicht wenig Dinge

Objektive Historie
des Christentums

der gefährlichste Mensch ist, so verdient nachgerade das Christentum einen Historiker von Ihrem Geiste, Ihrem Wissen, Ihrer Objektivität, Ihrer Höhe. Gedankensysteme, wie die religiösen, werden durch Freund und Feind am Leben erhalten, und durch Feinde oft mehr, als durch Freunde. Beide zerren am selben Tuche. Der gefährlichste Widersacher aber ist hier der, der weder Feind noch Freund ist, der Objektive, der Glückliche, der die Seelennot und ihr Bedürfnis nach Befriedigung durch falsche Gedankenbilder nicht hat und kaum kennt. Er, mit dem bessern Besitz, braucht ein solches Gedankensystem und seine Geschichte nur im eignen Geiste, in der eignen Empfindung darzustellen, so erscheint es mindestens als meidenwürdig.

„Gelegentlich des Hegesipp sagt mir ein Philolog, daß über die Bedeutung des Wortes „Hypomnemata“ Polyän Aufschluß gibt, wonach es ungefähr Tagebuch, Merkbuch heißen könnte, Unterstützungen fürs Gedächtnis. Polyän Strateg IV. 6. 2. erzähle von Antigonus, daß, wenn sich bei ihm Gäste und Gesandtschaften anmelden, er vorher seine Hypomnemata einsieht und dann durch ein ungeheures Gedächtnis in Erstaunen setzt.“

14. November 1883

Overbeck's
Gelehrsamkeit

„Auf Ihren so gütigen Brief vom 1. November, für den ich Ihnen herzlichst danke, wüßte ich keine bessere Antwort, als die, um derentwillen ich einige Tage verstreichen ließ, — nämlich meine Gratulation zu Ihrem Geburtstage und den Wunsch, Sie möchten noch recht lange Ihrem Kreis von Menschen und Ihrer Wissenschaft so, wie Sie jetzt sind, erhalten bleiben!

Weil dieser Wunsch so aufrichtig gemeint ist, tat es mir beinahe leid, aus meiner schrecklichen Unwissenheit heraus Sie, verehrter Herr Professor, mit Fragen, wie der nach einem deutschen Celsus, inkommodiert zu haben, — wäre nicht das Glück über den Besitz Ihres Briefes weit größer als mein Gewissen. Erst nach Empfang dieses Briefes fiel mir meine Nachschrift Ihres Kollegs über Kirchenliteratur wieder ein, wo ich Keims Übersetzung unter Origenes aufgeführt fand, mit den Worten „in abscheulichem Jargon“. Und nach der Probe zu urteilen, die Sie die Güte hatten mir mitzuteilen, muß dieser Versuch alles derartige, z. B. auch Schleiermachers übersehten Plato, weit hinter sich lassen. Ihre drei Anzeigen haben mich wieder mit Staunen erfüllt; die des Buches von Aubé mußte auch mich Laien interessieren, da Sie

dem Celsus vom allgemein menschlichen Standpunkt aus gerecht werden — und mehr: ihm die Seeleneigenschaften zuschreiben, um derentwillen die Seelennotleidenden und Gläubigen die methodistischen Köpfe beneideten — und das Glück dieser klaren Menschen wahrscheinlich unverzeihlich fanden.“

Annaberg, 29. September 1893

„Wie unendlich schade wäre es, wenn Ihr Zeugnis über Nietzsche der zukünftigen Menschheit fehlen sollte! Wir andern (z. B. ich, Frau Dr. Förster) sind Partei, sind zu jung gewesen, als Nietzsche auf uns einwirkte, konnten ihm keine selbständig entwickelte Persönlichkeit entgegensetzen, sondern sahen uns an ihm voll. Sie dagegen, verehrter Herr Professor, waren an Geist und Seele ausgereift, als der werdende Nietzsche in Ihr Gesichtsfeld trat: Sie behaupteten sich in Ihrer Burg und vermochten ihn in ganz anderer Art, als wir, zu überschauen. Wenn nun zu der Überlegenheit Ihres Standpunktes noch die ungeheure Feinesse der Auffassung, wie sie mir aus Ihrem letzten Brief entgegenleuchtet, hinzukommt, so muß gerade das Zeugnis von Ihnen, der Sie die Herausbildung Nietzsches zum Manne in einer Nähe, wie wohl niemand anders miterlebt haben, als das erste und wichtigste anerkannt werden. Ich gebe die Hoffnung, Sie an die Aufzeichnung Ihrer Eindrücke gehen zu sehen, noch nicht auf und schätze mich glücklich, einstweilen den Andeutungen folgen zu können, die Ihre Briefe geben.“

Gleich Nietzsche übertrug Gast seine Verehrung und sein Zutrauen zu Overbeck auch auf dessen Gattin. Nicht in der oberflächlichen Anerkennung dieser ihrer Eigenschaft, weil sie nun einmal die Frau des Freundes war, sondern in der Würdigung ihrer eigenen Fähigkeiten und ihrer in aller Verborgenheit nicht geringen Verdienste um Nietzsche. Frau Overbecks Beitrag zu den Bemühungen der Freunde, Nietzsche auf alle erdenkliche Weise geistig zu unterstützen, bestand in der Anfertigung von Übersetzungen aus dem Französischen. Sofern sie sich nur auf Gelegenheits-erzeugnisse, etwa Nietzsche von Franzosen gewidmete Besprechungen, bezogen, blieben sie Manuskript. Dagegen sind ihre Übertragungen aus Sainte-Beuve damals bei Schmeißner anonym als Buch erschienen.

Overbecks Gattin

Venedig, 12. Mai 1880

„Über die Verdeutschung des Aufsatzes von Albert war Nietzsche außerordentlich erfreut, er konnte nicht genug die Güte der geehrten Frau Professor rühmen und wünschte, daß Sie auch durch mich seinen lebhaften Dank erführen. Wir haben heute die ersten 4 Nummern davon gelesen; ich finde die Übersetzung wie auch die kräftige ausgeschriebene Handschrift ganz vorzüglich lesbar, wo- für ich für meinen Teil noch besonders dankbar bin. Die Nr. I scheint mir gut in das Thema einzuführen, bei den nächsten Nummern brachte Nietzsche einiges vor, das mich sehr interessierte und das manches der Abhandlung in ein helleres Licht setzte. Wenn Nietzsche sich eines solchen Themas einmal annähme, so würde viel Interessantes zu erfahren sein. Ihre werthe Meinung über den Aufsatz scheint sich schon in den ersten 4 Nummern zu bestätigen. Auf die Übertragung aus Sainte-Beuve bin ich sehr begierig und freue mich schon sehr.“

Übertragungen
aus Sainte-Beuve

Venedig, 25. August 1880

„Mit wahren Entzücken habe ich bis jetzt die ersten 7 Nummern aus dem Buche Sainte-Beuves gelesen³⁹. Ich muß mich jetzt in der Lektüre unterbrechen, um der geehrten Frau Professor meinen herzlichsten Dank für den großen Genuß auszusprechen, den sie mir gewährte. Wir armen Deutschen haben so wenig Bücher, nach deren Lektüre einem alles Niedrige auf einige Zeit fern bleibt, daß ich die Übertragung gerade dieser Biographie für eine Art Kulturakt halte. Auf mich werden sie insofern von Einfluß sein, als sie mich in der Idee von dem Buche, das ich über Chopin schreiben will, bestärken. Die Übersetzung finde ich vortrefflich; es ist ein so schöner, natürlicher Rhythmus in der Sprache, daß man sie für Original halten könnte; die Ungezwungenheit bei aller Präzision fällt mir namentlich auf: dadurch wirkt sie so entschieden und männlich. Schmeiknern habe ich geschrieben, er solle ein recht schönes Exemplar an die ‚Neue freie Presse‘ schicken, was er auch tun will. Die Presse bemüht sich sehr um französische Literatur; ihre Feuilletons lassen zu ihrem Vorteil immer französische Muster durchblicken, es sind überhaupt die besten Feuilletons, die in Deutschland geschrieben werden in jeder Hinsicht. Die gähnende ‚Augsburger Allgemeine‘ soll sich dagegen verstecken.

Wenn es jedoch erlaubt ist, auch meinerseits eine Beobach-

tung auszusprechen, so ist es die angenehm empfundene, daß sich der Stil Ihrer Darstellung gegen früher vereinfacht hat, ohne in der bewundernswürdigen Finesse und Geschmeidigkeit Ihrer Gedankenfassung auch nur entfernt etwas eingebüßt zu haben. Das Verdienst dieser Wandlung möchte ich zu keinem geringen Teil Ihrer hochgeehrten Frau Gemahlin beimessen! Einem so in weiteste Ferne vom Leben weggeführten Forscher, wie Ihnen, war nichts nötiger, als dem Leben wieder näher gerückt zu werden: und hier ist es, wo ich Ihr Schicksal preise, das Ihnen in der feinsinnigsten Frau die Vermittlerin zwischen Ihrem Forschergeiste und dem Geiste der herzbewegenden Welt an die Seite gab. Möchten Sie mir, dies ausgesprochen zu haben, nicht als unerlaubtes Eindringen meiner Gedanken in zu intime Angelegenheiten auslegen! Ich denke diesen Gedanken oft und freue mich sogar, ihn heute nicht verschwiegen zu haben."

„Die feinsinnigste Frau!"

Aus diesen freiwilligen Bekenntnissen Gasts geht zur Genüge der bleibende Wert jedes Zeugnisses über Nietzsche aus dem Hause Overbeck besonders auch für die Jahre 1879—1884 hervor, für welchen Zeitraum sonst Nietzsches Schwester und Peter Gast wohl den Anspruch konfurrenzlosen Bescheidwissens erheben. Nietzsche hat damals mehrfache Zusammenkünfte mit Overbeck gehabt. Ob schon eine authentische und daher vollständige Liste davon nicht vorliegt, sei doch versucht nach vorhandenen Anhaltspunkten eine solche aufzustellen.

1879: 23. August. Overbecks Besuch in St. Moritz.

1880: Herbst. Nietzsches Besuch in Basel.

1882: 5 Tage, anfangs Mai. Nietzsche bei Overbeck in Basel.

1882: Mitte Mai. 1 Tag zwischen Luzern-Naumburg in Basel.

1882: 17. Septbr. Overbecks Besuch in Leipzig von Dresden aus.

1882: 16. November. 3 Tage in Basel.

1883: Ende August. 4 Tage zusammen in Schuls bei Tarasp.

1883: 4.—9. Oktober. Begegnung in Frankfurt und 3 Tage in Basel.

1884: 15. bis Ende Juni. Nietzsche vierzehn Tage in Basel.

In diesen mehrfachen Wiedersehen und den vielen die Zwischenzeit überbrückenden Briefen trat Nietzsche dem alten Freunde doch in einem ungewohnten und fremden Lichte entgegen, so daß ihn Overbeck gewissermaßen aufs neue kennen lernen mußte. „Die Wucht des Anlaufs auf den Gipfel seiner Experimente" — wie er sich einmal über diesen veränderten Nietzsche äußert — erfüllte

ihn mit Bewunderung und Bestürzung. Er machte Nietzsche aus seinem Erstaunen keinen Hehl, ihn, gegen den Basler Nietzsche gehalten, so sehr zum „mystischen Separatisten“ herausgebildet zu sehen; Nietzsche äußerte seine Freude über diese Bezeichnung; denn alle gute Kultur sei von mystischen Einsiedlern ausgegangen.

I. Der Schritt vom Nein zum Ja

Peter Gast und
Venedig



ür die ersten achtziger Jahre enthalten Gasts Briefe an Overbeck viel Tatsächliches, das die Zeit bis zur Entstehung des „Zarathustra“ oft durch die eine oder andere intime, von Gast feinfühlig erläuterte Einzelheit beleuchtet. Es geschah dies aus Anlaß wiederholten, längeren Zusammenlebens vornehmlich in Venedig. Den Winter 1879/80 verbrachte Nietzsche in Raumburg; er durchlebte damals, eigener Schätzung zufolge, das äußerste Depressionsmaximum seiner Vitalität. Unterdessen waren die Freunde in ihrer Sorge, ihm einen zuträglicheren Aufenthaltsort namentlich für den Winter ausfindig zu machen, nicht müßig gewesen; so ziemlich während des ganzen Jahres 1879 erörterten sie eine Übersiedelung nach Venedig, über dessen Klima Peter Gast im Hinblick auf Nietzsches Natur förmlich Gutachten ausfertigte. Er siedelte selbst nach Venedig über, das er schon kannte, und probierte es erst recht nach allen Seiten aus. Der venezianische Sommer sei milder und bei weitem angenehmer als zum Beispiel der Basler; den ganzen Sommer über habe er in Venedig jede helle Nacht unter freiem Himmel geschlafen, was er in keiner andern Stadt hätte wagen dürfen. Er liebe Venedig, nicht nur weil es so eindringlich auf die Stimmung wirke; es sei auch ohne Staub und Wagengerassel. Die Aussage Burckhardts, der Lido sei öde und schattenlos, könne sich nur auf den einen meistens von den Fremden einzig besuchten Teil beziehen, am Strand des Meeres und westlich gegen die Murazzi hin, dort seien allerdings keine Bäume; die schönste, waldige und idyllische Partie des Lido sei im Osten das Fort Sanct Niccolo mit seiner Umgebung; dorthin verirre sich selten ein Fremder. Gegen einen Winter in Norditalien und auch in Venedig spreche der fortwährende Regen und daß sich die Kälte sehr fühlbar mache; doch ließen sich für ausreichende Zimmerheizung wohl Vorkehrungen treffen. Mit seiner Zeit zu geizen sehe er, Gast, sich allerdings genötigt, aber

zwei bis drei Stunden, die doch immerhin Erholung wären, werde er gern und leicht erübrigen: „Ach, ich sehe, ich spreche zu kühl. Es gibt hier gar nichts zu bedenken und zu überlegen: Nietzsche geht mir bei weitem vor, und wenn mein Leben irgendwie einen schönen Sinn bekommen kann, so ist's durch das tätige Interesse an Nietzsches Wohl — wenn ich denn wirklich eines guten Einflusses darauf mich erfreuen dürfte.“

Am 23. Februar 1880 holte er Nietzsche in Riva am Gardasee ab. Dieser hatte am Tage vor Gasts Ankunft noch einen seiner heftigen Schmerzanfalle überstanden; dann hielt der gute Zustand ungefähr eine Woche an. Sie blieben bei zumeist ausgezeichnetem südlichen Frühlingswetter etwas über vierzehn Tage. Das ganze Trento lag voll österreichischer Soldaten; in der Villa Tempe, wo Nietzsche und Gast wohnten, waren hohe österreichische Militärs, darunter einige sehr musikalisch. Der eine führte sogar die sämtlichen Auszüge der Nibelungen mit sich. In der zweiten Woche sagte Nietzsche zu Gast, wenn er etwas spielen wolle, solle er nur spielen; er wohnte schrägüber dem Zimmer, wo der Flügel stand. Gast spielte also an jenem Abend unter feierlicher Assistenz namentlich eines Grafen Pappenheim die ganze große Szene mit den Rheintöchtern im dritten Akt der Götterdämmerung auf einen Strich. Damit hatte er zuviel des Schlimmen getan; Nietzsche, der dieser Szene sogar persönlich nahe stand, litt darunter; als Gast auf sein Zimmer kam, war er ganz matt und beschwor ihn hoch und heilig, er solle ihn nie wieder Wagner hören lassen; er könne Musik überhaupt kaum mehr vertragen, geschweige diese.

Am 13. März Abreise nach Venedig mit einigen Stunden Aufenthalt in Verona, wo Nietzsche von den Zypressen des Giardino Giusti einen berauschenden Eindruck empfing. Nietzsches franke Augen ließen ihn nicht zum künstlerischen Genuß Venedigs kommen; dagegen war er angenehm überrascht von zwei Dingen, auf die ein anderer Fremder nicht gleich achtet: von dem gleichmäßigen Trachytsteinplattenflaster durch die ganze Stadt und von der Schattigkeit der engen Sträßchen, die er unermüdlich durchwanderte. Wieder konnten sie es nicht lassen, Musik zu machen, und wieder mußte Nietzsche es büßen. Gast spielte auf seinem Zimmer zwei Stunden lang nichts als Chopin, und Nietzsche setzte sich selber ans Klavier, um mehrmals hintereinander ein eigenes Stück aus seinem fünfzehnten Jahre vorzutragen. Es bekam

Nietzsche und
Peter Gast
in Riva

Chopinstudium
in Venedig

ihm so übel, daß ihn allein der Briefträger schon zu stark aufregte und er sich alle Briefe an Gasts Adresse erbat, um sie in dessen Gegenwart zu lesen oder von ihm lesen zu lassen. Er hatte seine Wohnung in einem alten Barockpalaste Palazzo Berlendis aufgeschlagen. Sobald er sich wohler fühlte, mußte trotz allem wieder musiziert werden und zwar spielte Gast damals ausschließlich Chopin, um dessen Einübung und Verständnis er sich mit hohem Eifer bemühte. Mit dem prächtigen venezianischen Maiwetter, bei dem der eigentliche Goldton Venedigs auf die Gesichter der Menschen, der Häuser und aller Dinge kommt, befand sich Nietzsche bei gutem Humor; er begab sich einmal sogar früh morgens zu Gast, um ihn zu wecken und sich alsbald von ihm Chopin vorspielen zu lassen⁴⁰.

In jenen Wochen führte Gast, ohne daß Nietzsche etwas davon wußte, Buch über die Unterhaltungen, damit Nietzsche, der so manches Wertvolle im Gespräch vorbringe und es wieder zu vergessen scheine, es, wenn sie voneinander Abschied genommen hätten, lesen und sich dadurch zu weiterer Ausspinnung anregen lassen könne; er glaubte Nietzsche damit vielleicht einen Dienst zu erweisen, das Buch konnte ja dann verbrannt werden, wenn Nietzsche seinem, von Gast nur aufgezeichneten Eigentum eine besondere Form gegeben hatte⁴¹. In der gemeinsamen Lektüre stand obenan Stendhal. Gast las in einem seiner Briefe die Stelle: „les voyages ont enseigné la véritable philosophie (celle de tourner tout au gai) aux animaux les plus débiles de cette terre —“, er erzählte das gleich Nietzsche, und seitdem spielte dieses „tourner tout au gai“ keine geringe Rolle; von da an figurierte die deutsche Philosophie als „celle de tourner tout au nébuleux!“ Um jene Zeit berichtete Overbeck über das bevorstehende Erscheinen „Antisemitischer Blätter“ im Schmeißnerschen Verlage. Die Beteiligung ihres Verlegers an dieser Agitation war allen dreien gleich unsympathisch. Doch lehnte es Nietzsche ab, sich jetzt auf das Thema über die Juden einzulassen, es gehe ihm da wie mit Bayreuth und dem Christentum — seine geistige Gesundheit verlange strenge Diät; er müsse seinen Kopf diesen Dingen fremd werden lassen, damit er eine gewisse Distanz für sie gewinne. Gast, der offenbar über die Beachtung Nietzsches durch die Presse schon früh möglichst genau Buch führte, hatte Overbeck bereits am 14. November 1878 von Florenz aus Mitteilung von einer Notiz gemacht „aus der Neuen Freien Presse“

Stendhal über
„fröhliche“
Philosophie

(20. Okt. M.) 20. Heft, 2. Jahrgang von Edlingers Literaturblatt, Verlag J. Klinkhardt, Wien, „Professor Friedrich Nietzsche und Friedrich Strauß. Eine kritische Studie von E. Kuh. III.“ — Offenbar ein Stück aus dem Nachlaß, da dieser Wiener Literaturhistoriker und Hebbelbiograph Ende 1876 gestorben ist; an ihn hatte übrigens Gottfried Keller jenes seitdem bekannt gewordene abschätzige Urteil über die erste Unzeitgemäße Betrachtung gerichtet und dadurch vielleicht jene Studie veranlaßt. In Venedig nun beschäftigten sich Nietzsche und Gast damals mit dem Buche des Wiener August Siebenlist „Schopenhauers Philosophie der Tragödie“. Es war eben erschienen und enthielt auf Seite 5 „eine recht vernünftige Kritik über Nietzsches bisherige Schriften: das ist das beste, was ich bis jetzt über Nietzsche gelesen habe; ich bewundere es selber, weil mir die Formel, welche Siebenlist für das ganze Phänomen gefunden hat, nicht eingefallen wäre. Nietzsche hat ihm heute geschrieben, er hätte sich auch ein wenig um die Franzosen, die über dieses Thema von der Tragödie auch gewiß manches nicht ungesagt gelassen haben, kümmern sollen, hätte auch ein bißchen diffiziler mit der Auswahl von Zitaten und zu erwähnender Bücher sein sollen.“ Von jeher nun hatten die Freunde allerdings Grund, mit besonderer Spannung die Einwirkung der Nietzsche'schen Schriften auf die gebildeten Kreise in Wien zu beobachten; bestand doch dort bereits im Jahre 1877 ein Nietzsche-Verein unter anderen mit Siegfried Eipiner zum Mitgliede, von dessen „entfesseltem Prometheus“ Nietzsche ganz übernommen war (Briefe II, S. 538). Doch entpuppte sich Eipiner dann durch einige briefliche Anmerkungen, die er dem zweiten Bande von „Menschliches, Allzumenschliches“ widmete, als eingefleischten Parteigänger Bayreuths. „Mit diesen Leuten ist nicht zu reden. Im Grunde wollen sie nämlich das Theaterpublikum zu Faunen und Bacchantinnen machen; also den Urzustand auf der Bühne nicht nur dort (als erfrischendes Gegenstück zu der Kultur im Amphitheater) lassen, sondern auch ins Amphitheater pflanzen — eine lustige Art des Obskurantismus. Wir wollen uns hüten, die Meinungen so junger Menschen zu Nietzsches Ohren zu bringen.“ Später, als Overbeck an Gast private Mitteilungen über die den Parsival vordringende Christlichkeit von Bayreuth gelangen ließ, schreibt Gast (1. November 1880): „Den Bayreuthern scheint doch ein verständiger Blick etwa nur auf die mögliche Gestaltung des nächsten Jahrhunderts zu fehlen, und

Siebenlist und
Eipiner

sogar der in die Zeit, da Wagner seine beabsichtigten 94 Lebensjahre durchlaufen haben wird. Die Phantasien der Leute wachsen alle aus dem Glauben, daß nun nach Wagner nichts mehr kommt, daß man dann nur noch von ihm zehren wird."

Nietzsche und Gast
in Recoaro

Im Juni 1880 trennte sich Nietzsche von Venedig und Peter Gast. Er gebrauchte die Kur in Marienbad und wohnte dort ahnungslos bei einem während seiner Anwesenheit polizeilich aufgehobenen Falschmünzer. Nachher lebte er bis Oktober in Naumburg. Dann reiste er über den Lago maggiore nach Genua. Dort entstand die „Morgenröte“. Nachdem er vom November 1880 bis zum April 1881 in der genuesischen Einsamkeit zugebracht hatte, traf er mit Gast in dem italienischen Alpenkurort Recoaro nahe der Tiroler Grenze zusammen. Nietzsche suchte damals nach einem geeigneten Sommeraufenthalt in den Bergen, da er Sils Maria noch nicht für sich entdeckt hatte. Recoaro erwies sich nicht als geeignet; es gab dort zu wenig Schatten: „Die Italiener pflanzen nun einmal keine Bäume, sie können nur Bäume fällen. Im ganzen hat aber die Linie der Alpen einen so grotesken Umriß und ist die Gegend so interessant, reich und grandios, daß sich Nietzsche keines ähnlichen Eindruckes aus der Schweiz erinnern kann. Gewisse Alpenpartien stürzen fast senkrecht nach dem Süden ab, und nach oben gegen den Himmel machen die Felsen Zickzack; da oben, wo noch viel Schnee liegt, läuft die Tiroler Grenze hin, etwa vier Stunden von hier. Wir sind die einzigen Fremden am Ort, und dies ist das Allerschönste: die Italiener gehen erst in Sommerfrischen, wenn es auch in diesen vor Hitze kaum mehr auszuhalten ist, ebenso wie sie nicht eher im Meere baden, als bis das Wasser 22—23 Grad hat. Im Juli und August sollen hier zugleich oft 6—7000 Gäste sein, — das ist nun nichts für uns, und auch ohnedies sind unsere Tage in Recoaro wahrscheinlich schon gezählt. Aber wohin?“ Nachdem Gast an Nietzsche ein paar gesundheitlich „ganz gräßliche Tage“ erlebt hatte und er sich sagen mußte, mit zu häufigem Zusammensein, zuviel Musik und zu langen Gesprächen unvermeidlich Nietzsches Befinden nicht günstig beeinflusst zu haben, kehrte er nach Venedig zurück. Die gemeinsame Lektüre in Recoaro befaßte sich mit Gil Blas von Le Sage, worüber ein Band Keller zurückgelegt werden mußte. Nietzsche riet damals Gast, sich einmal an Gottfried Keller wegen eines Textes zu wenden, vielleicht habe er gar ein Libretto in seinem Pulte liegen und finde nur den Musiker nicht dazu.

Außerdem machte Nietzsche Peter Gast um seines Musikerberufes willen damals mit den beiden Büchern von Stendhal bekannt: „Haydn, Mozart et Metastasio“ und „Vie de Rossini“: „Kein Buch versteht mich so“, schreibt Gast, „in die Komische-Opern-Stimmung wie das über Rossini — noch mehr als das Leben in den italienischen Cafés! Diese zwei Bücher sind sehr wichtig für die Musikgeschichte, noch mehr aber für die Ästhetik der Musik.“ Gast erhielt in Recoaro Einsicht von Nietzsches druckfertigem Manuskript der „Morgenröte“: „Nietzsches neues Buch ist etwas ganz Großes, ein weltbewegendes Buch, — aber die Welt dazu fehlt noch. Wie wenig große und freimütige Charaktere mag es geben, die in diesem Buche eine Wohltat (und nicht eine Gefahr) sehen!“ Im Juli erschien das Werk.

Das Erscheinen
der „Morgenröte“

Die „Morgenröte“ trägt bei näherem Zusehen alle Anzeichen eines innern Übergangs in der Seele des Verfassers an sich. Nietzsche steht im Begriff sich abermals zu häuten; der Kritiker wird abgelöst vom Dichter. Zwar hat er selbst es später als das Werk eines „Unterirdischen, Bohrenden, Grabenden, Untergrabenden“ angesehen wissen wollen, und in der Tat ist ja nach der Seite der Moralkritik die Arbeit von „Menschliches, Allzumenschliches“ hier noch einmal, wenn nicht gar entschiedener und einschneidender getan. Aber bereits der Titel läßt es nicht beim Nachhall, sondern macht ein Vorspiel daraus. Es sollte erst die alte Überschrift tragen: „Die Pflugschar“. Durch das Titelmotto aus dem Rigveda, das Peter Gast seiner Abschrift vorgelegt hatte, erschien Nietzsche selbst sein Werk in ein aufgehendes Licht gerückt, als eine jener Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben. (Taschenausgabe V, S. 401/02.)

Nach dem Inhalte nach ist es ein Werk aus einem Guß und somit in seiner Art ein rundes Kunstwerk im Gegensatz zu „Menschliches, Allzumenschliches“; dieses betrachtet Carl Spitteler (Sonntagsblatt des „Bund“ 1888, S. 5) „nur als eine Sammlung von Abfällen, wo Perlen und Stroh wahllos miteinander vereinigt sind“, — um alsbald fortzufahren: „Die Ideenfülle der ‚Morgenröte‘ spottet jeder Beschreibung. Während wir früher das Bemerkenswerteste anstrichen, mußten wir uns vor der ‚Morgenröte‘ dieses Systems nach wenigen Seiten schon abgewöhnen. Eine ungeheure Geisteskraft bewegt sich hier. Das Gesamtwerk hat ein Zentrum und ein gemeinsames Ziel, und darin unterscheidet es sich von seinem unbedeutenden Vorgänger, dem ‚Mensch-“

lichen, Allzumenschlichen“. Charakteristisch ist für die Morgenröte das Fragezeichen oder das Ausrufungszeichen oder der Gedankenstrich am Schlusse vieler dieser pythischen Sprüche. Weisheit in Zweifel aufzulösen, den Leser zu entlassen, wenn er eben zu fragen anfängt, das ist hier System.

Unterdessen hatte Nietzsche den großen Fund getan, der ihm für den Sommer immer zum wohlthätigen Asyl wurde: Sils-Maria. Als er ihn das erste Mal genoß, vom 1. Juli bis in den November 1881, nahm er den großen Anlauf und Aufschwung bis auf den Gipfel seiner gedanklichen Wagnisse: es entstand der Gedanke von der ewigen Wiederkunft und der Plan zum Zarathustra. Noch verfaßte er aber im zweiten Genueser Winter die „fröhliche Wissenschaft“. Gegen die Freunde erwähnte er nur im allgemeinen die elementare Macht der ihn beherrschenden Gedanken. In jenem ungewöhnlich schön und leuchtend durchlebten Monat Januar, aus dem der Sanctus Januarius hervorging, schickte er Gast Carmen zu. Er hatte am 27. November 1881 die Oper in Genua gehört und war erschüttert davon. Er besorgte sich den Klavierauszug, studierte ihn zweifellos und gab ihn dann an Gast weiter. Dieser schreibt an Overbeck am 8. Januar 1882: „Nietzsche hat mich vor drei Tagen mit einer französischen Oper von dem so früh verstorbenen Bizet bekannt gemacht: mit ‚Carmen‘ (nach einer Novelle Mérimées). Ich bin wirklich erstaunt über die Künstlerschaft in diesem Werk. Alles ist darin, was der ganz spanische Stoff erfordert. Feuer und Glut, Interessantheit, Schwung, große Anlage aller Stücke, bewundernswürdige Idealisierung ganz gewöhnlicher Dinge, Süßigkeit und Kraft, Spielendes und Erschütterndes!“ Overbeck antwortete Gast, auch er kenne Carmen, aber auch nur aus dem Klavierauszug. Overbeck schenkte Gast darauf den Auszug von Bizets Musik zu Daudets Arlesienne. Gast trug sich damals mit dem Gedanken „ein Idyll mit Balletts und allen südlichen Women“ zu komponieren, dessen Heldin Homers Nausikaa hätte sein sollen: „Der Gedanke Nausikaa stammt von Nietzsche.“⁴²

Befanntschaft
mit Bizet's
„Carmen“



iese drei Jahre seit der Amtsniederlegung, 1879 bis 1882 Ostern, bedeuten für Nietzsche, wie schon dieser flüchtig streifende Überblick gezeigt haben mag, eine Schachtöffnung. Aus tieferen Tiefen, als er sie bis jetzt erlebt hatte, stiegen Kräfte auf und trugen

ihn empor in Höhen, so hoch, daß er von Gedanken zu reden anfang, die sechstausend Fuß über dem Meerespiegel und noch viel höher über den menschlichen Dingen zu Hause seien. Waren das neue Kräfte, die ihn zu solchen Aufstiegen und Hochflügen befähigten? Nicht doch, es waren die Kräfte seiner Jugend, die ihn, nachdem sie so manches Jünglingsideal, so manche Morgenröte überwunden hatten, ihn nun doch wieder mit ungeheurem Schwung und mit verzehrender Sehnsucht übermannten. Auf diese Weise kristallisiert sich das biographische Problem: Nietzsche der Schwärmer, Nietzsche der Romantiker! Dieser Gesichtspunkt verlangt eine nicht zu enge Auslegung von Nietzsches Natur, die in der Tat nicht weitläufig und nicht vielschichtig genug gedacht werden kann, wenn der Verfasser von „Menschliches, Unzumenschliches“, der sich rühmte mit kaltem Blut ein Ideal um andere aufs Eis gelegt und zum Gefrieren gebracht zu haben, sich nun plötzlich wieder in einen glühenden, taumelnden Schwärmer verwandelt haben sollte. Nietzsche, der Skeptiker, der Zyniker, der Patholog — nun ein Träumer vielleicht, ein Idealist wider Willen, ein rückfälliger Dichter — das zur Not; aber auch wirklich handkehrum mit dürrer und nackten Worten ein Romantiker? Und doch ist es so; die Berührungspunkte sind so zahlreich und schlagend, daß eine enge Verwandtschaft nachgewiesen werden konnte; um Nietzsche als — sage und schreibe — „Romantiker“ ist nicht mehr herumzukommen, seit wir die sorgfältigen und geistreichen Untersuchungen des Basler Universitätsphilosophen Karl Joël besitzen: „Nietzsche und die Romantik“ (Jena 1905). Nietzsche selbst hat seine geistigen Väter Schopenhauer und Wagner ausdrücklich als die größten Fortsetzer der Romantik erkannt — was Wunder, wenn wir bei ihm manch ein Erbstück dieser Ahnfrau vorfinden? Der Geist der Romantik beherrschte seine ganze Entwicklung. Seine Jugend verlebte er in der Heimatgegend des Novalis und vertiefte sich in ihn; Hölderlin ist sein erklärter Lieblingsdichter und dessen Hyperion vielleicht der Vorraum des Übermenschen. Koberstein, der Geschichtsschreiber der Romantik, ist Nietzsches Lehrer in Schulpforta, und sein bester Studienfreund war Rohde, dessen letzte Betätigung als Schriftsteller über Creuzer und die Götterode, in einem Ausfluge ins romantische Land bestand (Crusius 202). Der junge Nietzsche dichtet und komponiert Lieder, „da tönt's von Mondesglanz und Abendgold, von Vogelsang, von Heimatsglück und Lebenswohl“. Lauschen wir aber

Nietzsche und
die Romantik

Nietzsches
romantische
Anfänge

Die Romantiker
als
„Nietzscheaner“

umgekehrt von ihm her zu den Romantikern hinüber, so hören wir, wie Tieck den Menschen für einen „Poffenreißer“ hält, wie Friedrich Schlegel erklärt, es sei „nie Unrecht freiwillig zu sterben, aber oft unanständig länger zu leben“, wie A. W. Schlegel gar mehrmals fragt, ob's denn wirklich kein anderes Mittel gäbe, die Menschen zu bessern, als ihren Geschmack zu verderben. Wie Nietzsche sein Werk als „Saturnalien des Geistes“ aufgefaßt sehen will, so verlangt Tieck: „eine hohe bacchantische Wut entzünde den frechen Geist; das ganze Leben ist ein taumelnder Tanz; schwenkt wild den Reigen herum, und laßt alle Instrumente noch lauter ineinanderklingen. In welcher Trunkenheit jauchzt unser Geist, wenn es ihm vergönnt ist, tausend wechselnde, bunte, schwelbende, tanzende Gestalten zu erblicken, die stets erneut und vergnügt in ihm aufsteigen. Angerührt, angelacht von tausendfältiger Liebe wickelt die Seele sich in Lieder von aller Farbe und jubelt himmelan, daß dies träge alltägliche Leben ihn lange nicht wiederfindet.“ Novalis fragt: „Muß man denn immer bedächtig sein? Wer zu alt zum Schwärmen ist, vermeide doch jugendliche Zusammenkünfte. Jetzt sind literarische Saturnalien. Je bunter das Leben, desto besser.“ Auch formal haben die Romantiker Nietzsche vorgearbeitet. „Ganze Werke zu schreiben,“ sagt Friedrich Schlegel, „ist ungleich bescheidener, weil sie bloß aus anderen Werken zusammengesetzt sein können und weil dem Gedanken da auf den schlimmsten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu lassen und sich demütig in den Winkel zu stellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken sind gezwungen, einen Wert für sich haben zu wollen, und müssen Anspruch darauf machen, eigen und gedacht zu sein.“

Das Problem der
Antike

Aus dieser Verwandtschaft Nietzsches mit der Romantik ergibt sich schon rein in begrifflicher Folgerung ein Gegensatz Nietzsches zum klassischen Ideal und damit auch zu dessen Grundlage, der griechischen Kultur. Karl Joël ist auch dieser Beziehung nachgegangen in seinem Essay „Nietzsche und die Antike“. Der Geist des Unklassischen ist in Nietzsche gleich einer Feuersäule aufgestiegen. Und doch war Nietzsche „klassischer“ Philologe und hat fast zeitlebens vor dem Angesicht der Antike gestanden. Hat er sie verstanden? Daß er zeitlebens hoch von ihr dachte, daß er sich bis zuletzt für ihren getreusten Sohn und Schüler hielt — wer will das bestreiten? Trotzdem hat sich Nietzsche in seiner Entwicklung zusehends von den Griechen entfernt. Da dies unbewußt geschah

und niemand erstaunter und vielleicht entrüsteter über diese Aussage gewesen wäre als er, so gewinnt diese Tatsache einer zunehmenden Entfremdung zusammen mit dem Gefühl der unvernünftigen Treue und Anhänglichkeit eine nicht zu übersehende Tragweite, so daß Joël geradezu die Formel prägen kann: „Das Problem der Antike wird heute zum Problem Nietzsches, und das Problem Nietzsches zum Problem der Antike.“ Geschieht dies deshalb, weil heute die Aneignung des Griechentums uns nur noch durch romantische Mittel möglich wäre, sobald wir uns um eine Gesamtverwertung des Griechentums bemühen und uns nicht zufrieden geben wollen mit nüchterner Historie und Archäologie? Kaum. Erstens darf man nie vergessen, daß sein erstes großes, ja auf alle Zeit hinaus sein eigentliches Bekenntnis zum Griechentum, „Die Geburt der Tragödie“, gleich eine sehr beträchtliche, grundstürzende Kritik am Griechentum in sich schloß: Alles Unheil kommt von Sokrates! Er hat den antimusischen Geist großgezogen und damit das griechische Wesen abgelenkt, verneint, gemordet! Man sieht, Nietzsche hat sich von Anfang an eine eigene Auffassung von den Griechen vorbehalten. Für ihn sind sie geniale Barbaren, ohne Sitte und Maß, ohne Vernunft und Gestalt. Er hat entdeckt, daß die Griechen Kinder des Dionysos sind, und hat diese Offenbarung über alle andern hinausgeschoben. Er liebte sie über alles als das Volk des „Heros“. Aber er eignete sich diejenige Seite ihrer Seele an, die er vielleicht als erster historisch daran entdeckte, das Unklassische, Maßlose, Übersäumende — mit einem Wort das, was man als hellenische Romantik, als gewissermaßen einen Widerspruch in sich selbst bezeichnen kann. Darüber kam er nicht hinaus. „Nietzsche hat uns hinaus geführt auf die ägäische Flut,“ sagt Joël zum Schluß — „steuerlos: werden wir nun scheitern oder im seligen Delos landen oder gar am attischen Gestade?“

Auch hierin ist Nietzsche, wenn nicht mit dem guten, so doch sicher mit dem unerbittlichen Beispiele vorangegangen; das Halbe, Unentschiedene, das seinem Verhältnis zu den Griechen anhaftete, hat er zuletzt durch sein Radikalrezept beseitigt, indem er zum Gegenideal frischweg das historische Extrem der Griechen, die Römer, erhob. Die Griechen, das spürte er, hatten ihn auf Schlechwege gelockt; sie, die Klassiker, hatten ihn, vor allem durch den dionysischen Rauschbegriff, zur Romantik verführt. So ließ er denn seine „antirromantische“ Selbstbehandlung, auf die er so stolz

Die Römer als
antigriechisches
Gegenideal

war, in Kraft treten und gab den Griechen den Abschied zugunsten der Römer. Die Schlusspartie der „Gözendämmerung“ überschrieb er: „Was ich den Alten verdanke,“ dort heißt es: „Man wird, bis in meinen Zarathustra hinein, eine sehr ernsthaft Ambition nach römischem Stile, nach dem ‚aere perennius‘ im Stil bei mir wiedererkennen. Nicht anders erging es mir bei der ersten Berührung mit Horaz. Bis heute habe ich an keinem Dichter dasselbe artistische Entzücken gehabt, das mir von Anfang an eine horazische Ode gab . . . das alles ist römisch und, wenn man mir glauben will, vornehm par excellence . . . Den Griechen verdanke ich durchaus keine verwandten starken Eindrücke; und, um es geradezu herauszusagen, sie können uns nicht sein, was die Römer sind. Man lernt nichts von den Griechen — ihre Art ist zu fremd, sie ist auch zu flüchtig, um imperativisch, um klassisch zu wirken. Wer hätte je an einem Griechen schreiben gelernt! Wer hätte es je ohne die Römer gelernt!“

Das Bedürfnis
nach Mystik

Und doch brachte er es nicht fertig, sich im römischen Sinne der Nüchternheit und Tatsächlichkeit hinzugeben. Es wurde ihm engbrüstig in den Vermauerungen und Verpanzerungen einer rein denkmäßig und folgerichtig abwandelnden Philosophie. Er sah das an seinem Freunde Rée. Kam man damit auf einen grünen Zweig? Begabt genug schien ihm Rée zu sein. Wenn also dieser es nirgendwohin brachte, lag die Schuld nicht in einem individuellen Unvermögen; hier war eine falsche Richtung eingeschlagen. Nietzsche kam sich im höchsten Grade gewarnt vor. Im Wirklichkeits Sinn konnte man bei lebendigem Leibe ersticken. Da empfand er in seinem Bedürfnis nach Mystik ein Sicherheitsventil, er mußte für Luftzufuhr sorgen. Er war zur kühnsten Maßregel entschlossen, sobald sie ihn aus den Fangarmen des Positivismus befreite, ohne daß er deswegen den Boden unter den Füßen verlor. Der Denkmuth allein schon dieses Entschlusses an sich ist nicht zu verkennen. Das mußte auf eine Antinomie von äußerster Kühnheit hinauslaufen. Das charakteristische Erzeugnis dieser mystischen Anwendung wurde seine Lehre von der ewigen Wiederkunft. Sie ist mit einem äußersten Maß von dialektischem Entgegenkommen geistreich gewürdigt bei G. Simmel (Schopenhauer und Nietzsche, S. 246 bis 253). Uns erwächst hier die Verpflichtung, ihr biographisch nachzugehen, da ihre Wirkung auf Nietzsches Subjektivität nicht leicht überschätzt werden kann. Er griff auf ein altgriechisches Philosophem zurück, das er früher schon einmal, allerdings damals

noch ohne jede Spur einer Zustimmung, in der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung herangezogen hatte; es hieß da: „Im Grunde ja könnte das, was einmal möglich war, sich nur dann zum zweiten Male als möglich einstellen, wenn die Pythagoräer recht hätten zu glauben, daß bei gleicher Konstellation der himmlischen Körper auch auf Erden das Gleiche, und zwar bis aufs Einzelne und Kleine sich wiederholen müsse: so daß immer wieder, wenn die Sterne eine gewisse Stellung zueinander haben, ein Stoiker sich mit einem Epikuräer verbinden und Cäsar ermorden und immer wieder bei einem andern Stande Columbus Amerika entdecken wird.“ Nietzsche war damals noch der Ansicht, „daß nie wieder etwas durchaus Gleiches bei dem Würfelspiele der Zukunft und des Zufalls herauskommen könne“. Nimmt man die Gründlichkeit hinzu, mit der Nietzsche um dieselbe Zeit (Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen, besonders Aph. 16—19) die frühgriechischen Chaostheorien überdenkt, so darf uns die Wiederaufnahme physikalischer Erwägungen über die unendliche Rotation der Substanz und dergleichen weiter nicht überraschen. Auch hat Nietzsche höchstwahrscheinlich die Stelle bei Heine über die ewige Wiederkunft gelesen gehabt; der Band der Strodtmannschen Ausgabe, der sie enthielt, war zu Ende der sechziger Jahre aktuell gewesen⁴³. Es war also, wenn ihn nach einem soliden Stück Material für eine rechtschaffene Dogmenzimmerung verlangte, in dieser Richtung von früher her der meiste Rohstoff in ihm aufgespeichert. So mußte es denn sein: auf dieses Fundament wollte er sein gesamtes Denkgebäude stellen! Veranlaßt dazu fühlte er sich offenbar durch sein metaphysisches Pflichtgefühl. Seine ästhetischen und moralistischen Neigungen füllten nur einen Teil der Fächer aus, die ein ausgebautes philosophisches System erforderte. Je mehr er willens war, im vollen Umfange Philosoph zu werden, desto näher lag es ihm, mit dem Ausfüllen gerade derjenigen Lücke ernst zu machen, die ihm als die empfindlichste vorkommen mochte. Er bemühte sich also, eines brauchbaren metaphysischen Motivs habhaft zu werden, und wenn es ihm darum zu tun war, um einen Schritt vorwärts zu kommen, der unter allen Umständen getan werden mußte, dann kam es ihm auch auf einen Gewaltstreich nicht an.

Der Verfasser von „Menschliches, Allzumenschliches“ konnte einem ihn drängenden metaphysischen Bedürfnis nicht gut anders mehr nachgeben, als durch ehrliche physikalische Studien. Ge-

Ehrliche
physikalische
Studien

legenheit und Anregung dazu hat er in den achtziger Jahren aufgesucht und, wo es sich machen ließ, ausgenützt, wann immer nur sich Anlaß dazu bot, und wäre es nur in den Gesprächen mit Arzt, Pfarrer und Lehrer von Sils-Maria gewesen. Aber auch ein Umgang wie der mit Rée war zur Pflege derartiger Interessen außerordentlich fruchtbringend; wie sehr ernst beide diese Pflege nahmen, geht aus der später gehegten Absicht hervor, vielleicht zusammen in Wien naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Auch Peter Gast's überallhin empfängliche Natur war mit physikalischen Problemen, wie später mit biologischen, viel beschäftigt und verfolgte, so gut es sich machen ließ, sogar die Fachdiskussion. So schreibt er zum Beispiel am 26. August 1883 an Overbeck: „Einen prachtvollen Aufsatz las ich gestern in Poggendorff's Annalen, IX. Heft, von Werner Siemens über die Annahme eines elektrischen Sonnenpotenzials. Die dort entwickelten Ansichten entzücken mich, und wen ich nur treffe, der muß diesen Aufsatz auch lesen. Ich habe Schmeitznern beauftragt, auch an Nietzsche, dem dieses Heft gewiß nicht unter die Augen kommen würde, ein Exemplar davon zu schicken.“ Es ist demnach allerdings wahrscheinlich — „daß der uralte pythagoräische Gedanke der ewigen Wiederkunft Nietzsche zunächst als physikalisches Problem nahe gekommen ist“, zumal er im Frühjahr 1881 mitten im Studium mathematischer Literatur steckte (vgl. Taschenausgabe VI, S. XII f.).

Der Schritt vom
Nein zum Ja

Noch aufklärender für die Seltsamkeit gerade dieses Gedankenfundes ist die biographische Bedeutung, die ihm zweifelsohne zukommt: Nietzsche hatte also in jenem ersten Silber Sommer seinen Tag von Damaskus erlebt; es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; er vollzog den Schritt vom Nein zum Ja; aus dem Saulus wurde Paulus; aus dem Pessimisten der Optimist. Dieses sein stärkstes seelisches Erlebnis, das alle Verzweiflungsanfälle überwand und ihn getröstet und aufrecht erhalten hat bis zum Anbruch seiner geistigen Nacht, war so unaufhaltsam überfließend, daß es überhaupt nur galt ein Gefäß zur Hand zu haben, selbst wenn es auch das erste beste war. Die überwältigende Wirkung der Bejahungseingebung läßt es begreiflich erscheinen, daß Nietzsche sich nach einem ungewöhnlichen, extravaganter Behälter für diese geistige Empfängnis umsah — eine psychologische Analogie zu dem „Credo quia absurdum est“ der Scholastiker, das er schon 1872 für beinahe unerläßlich zu einem starken Glauben an eine werdende Kultur erklärt hatte (in

der Vorrede zu dem ungeschriebenen Buch: Das Verhältnis der Schopenhauerischen Philosophie zu einer deutschen Kultur). Nun erscheint ja allerdings diese Lehre in der Tat reichlich absurd und gerade für den freien Geist, wie Nietzsche ihn fordert, eine unerträgliche Zumutung. Indessen wäre es ein schwereres Unrecht gegen Nietzsches philosophische Absichten, wenn man in diesem seinem Postulat nur einen ohnmächtigen Schlag ins Wasser sähe, nur ein Flasko seiner Unfähigkeit zum Systematiker. Allein nur so mit einem Wort läßt sich der Entwurf nicht abtun. Sieht man näher zu, so läßt sich an der Intention eine geheime Genialität nicht verkennen. Nietzsche mußte sich sagen, er tat jetzt seinen ersten Wurf als Gesetzgeber der neuen Werte; da galt es, eben vor allem ein Scheinmanöver zu vermeiden und sich selbst nicht ein X für ein U vorzumachen; jedes Hintertürchen zu irgend einem Jenseits mußte verriegelt werden. Und dabei noch Metaphysik treiben! Der Ausweg, auf dem Nietzsche dieser Schwierigkeit zu begegnen trachtete, erfüllt mit Achtung vor seiner Unerforschlichkeit als Denker; er ging schnurstracks auf das Problem los und packte es bei den Hörnern (Taschenausgabe VI, S. 19/20): „Woran ging die alexandrinische Kultur zugrunde? Sie vermochte mit all ihren nützlichen Entdeckungen und der Lust an der Erkenntnis dieser Welt doch dieser Welt, diesem Leben nicht die letzte Wichtigkeit zu geben, das Jenseits blieb wichtiger! Hierin umzulehren ist jetzt immer noch die Hauptsache: — vielleicht wenn die Metaphysik eben dieses Leben mit dem schwersten Akzent trifft, — nach meiner Lehre!“ Er will also die strengste Diesseitigkeit seines Weltsinnes aufrecht erhalten und doch die irdischen Werte so sehr mit dem metaphysischen Fluidum durchtränken, daß sie an spezifischem Gewicht keiner transzendentalen Schätzung nachstehen. Er folgert so: es gilt die Liebe zum Leben, zum eigenen Leben auf alle Weise zu pflanzen; drücken wir also das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben; dies Leben — dein ewiges Leben! So geben wir dem innern Leben Schwere, ohne es böse und fanatisch gegen Andersdenkende zu machen: dieser Ring, in dem du ein Korn bist, glänzt immer wieder. So rechtfertigt sich der Glaube an die ewige Wiederkunft der Dinge als mächtigster Gedanke. Die augenblickliche Entwicklung muß eine Wiederholung sein; die Kraft ist ewig, aber endlich; der Ring unaufhörlich kreisend, aber in sich geschlossen. Dies nur sichert das Übergewicht des wissenschaftlichen über den religiösen, Götter

erdichtenden Geist. So findet Nietzsche den Mut zu dem Unmöglichen; er geht hin und begründet eine physikalische Metaphysik.

Die Theorie von
L. A. Blanqui

Es erhöht die Bedeutung dieser Silber Einsiedlerweisheit, daß Nietzsche in Wirklichkeit damit keineswegs einzig dasteht. Henri Lichtenberger hat (im Anhang zu seinem Buch „Die Philosophie Friedrich Nietzsches“, Dresden 1899, S. 204—209) zwei zeitgenössische Doppelgänger Nietzsches für diese wunderlichste seiner Lehren nachgewiesen. Der eine ist der Kommunist Louis Auguste Blanqui. Während der Untersuchungshaft, die er 1871/72 im Fort du Taureau verbüßte, schrieb er ein wissenschaftlich astrologisches Werk, das schon 1872 erst im Vorabdruck der Revue scientifique und dann im Buchhandel erschien: „L'éternité par les astres“. Der Grundgedanke seiner kosmischen Spekulation ist der: Wohl sind Raum und Zeit unendlich; aber die Kombinationen der einfachen Urkörper in der Natur sind der Zahl nach begrenzt; um seinerseits das Unendliche auszufüllen, muß das stelloplanetarische System sich ewigen Wiederholungen aller erdenklichen Varianten fügen, so daß schließlich sogar jedes Individuum in einer unendlichen Anzahl von Exemplaren existiert. Blanqui schreibt in der Darlegung seiner Hypothese, die er ebenfalls physikalisch aus der Spektralanalyse und dem Laplace'schen Weltssystem entwickeln zu können glaubt, wörtlich: „Von jedem Wesen gibt es ganz gleiche Doppelgänger und Varianten dieser Doppelgänger, die seine Persönlichkeit jederzeit vervielfältigen und darstellen, aber nur Bruchstücke seines Schicksals ausmachen. Alles was man hienieden hätte sein können, ist man irgendwo anders. Außer seinem Dasein, von der Geburt bis zum Tode, das man auf einer Unmenge von Erden lebt, lebt man ein solches in zehntausend verschiedenen Auflagen“ . . . „Was ich in diesem Augenblicke in meinem Gefängnis des Fort du Taureau schreibe, habe ich schon geschrieben und werde ich in Ewigkeit auf einem Tisch, mit einer Feder, in Kleidern, unter ganz gleichen Umständen schreiben“ . . . „Man würde den Strom der Jahrhunderte vergeblich zurückgehen, um einen Augenblick zu finden, wo man nicht gelebt hat. Denn das Weltall hat nie angefangen, folglich der Mensch auch nie“ . . . „Zu dieser Stunde wiederholt sich das Gesamtleben unseres Planeten von der Geburt bis zum Tode Tag für Tag mit all seinen Verbrechen und all seinem Elend auf Myriaden von Brudersternen. Was wir Fortschritt nennen, er-

scheint auf jeder einzelnen Erde, und vergeht mit ihr. Immer und überall auf den irdischen Gefilden dasselbe Drama in denselben Formen, auf derselben engen Bühne eine lärmende Menschheit, von ihrer Größe betört, sich für das Weltall haltend und in ihrem Gefängnis lebend, als wäre es eine Unendlichkeit, um gleichwohl mit dem Erdballe zu vergehen, der mit tiefster Verachtung die Last ihres Stolzes getragen hat. Dieselbe Eintönigkeit, dieselbe Unbeweglichkeit in den fremden Gestirnen. Das Weltall wiederholt sich unendliche Male, und jede Wiederholung bewegt sich stolz auf ihrer Stelle. Die Ewigkeit spielt dieselben Vorstellungen ungestört ins Unendliche fort."

Jrgendwelche Anhaltspunkte, daß Nietzsche dieses fast um ein Jahrzehnt früher erschienene Buch bei seinen Wiederkunftsstudien gekannt habe, liegen bis jetzt nicht vor. Noch unwahrscheinlicher ist eine solche Bekanntschaft für das Buch von Dr. Gustave Le Bon „L'homme et les sociétés“ (Paris 1881), der seinerseits ohne jede Kenntnis der Blanquischen Theorie (Band II, S. 420), folgendes ausführt: „Wenn aber dieselben Elemente einer Welt nach deren Zerstörung dazu dienen, andere Welten wieder herzustellen, so ist leicht einzusehen, daß dieselben Kombinationen, d. h. dieselben von denselben Wesen bewohnten Welten sich oftmals wiederholt haben müssen. Da die möglichen Kombinationen, die eine bestimmte Anzahl von Atomen bilden können, beschränkt sind, während die Zeit es nicht ist, so sind alle möglichen Formen der Entwicklung notwendigerweise seit lange dagewesen, und wir können nur bereits gewesene Kombinationen wiederholen. Kulturen, die der unseren gleich sind, Werke, die den unseren entsprechen, sind unserem Weltall ohne Zweifel schon oft und vielfach vorausgegangen. Wie Sisyphus ewig denselben Felsblock wälzt, wiederholen wir unaufhörlich dieselbe Aufgabe, ohne daß irgend etwas diesem verhängnisvollen „Immerwieder“ ein Ende setzen könnte. Welche unbekannten Himmelsgegenden könnten jenes höchste Nirvâna bergen, jene endliche Ruhe, von der die altindische Religion träumt! Ihr Schatten der Vergangenheit, die ihr im Nebel ferner Weltalter auf ewig zu verschwinden schienet, und die der Zauberstab der Wissenschaft nach Willkür beschwört: hofft keine Ruhe, ihr seid unsterblich!“ Diese merkwürdige Übereinstimmung mit zwei Franzosen, die sich unter sich selbst wieder fremd waren, beweist jedenfalls Nietzsches Witterung für philosophische Tendenzen, die in der Luft lagen und als Wunschaus-

Die Theorie von
G. Le Bon

Druck der modernen Seele anzusehen sind, nachdem diese sich der Wissenschaft verschrieben hat und doch bei ihr nicht ihr völliges Genügen findet. Seine mystische Lehre von der ewigen Wiederkunft ist gewiß weder haltbar noch auch plausibel genug, um heutzutage selbst einem bereitwilligen Glauben zur ernsthaften Unterlage zu dienen; aber als Symptom ist sie äußerst wertvoll und keineswegs gering zu schätzen; beweist sie doch, daß Nietzsche selbst in seinen individuellsten Grübeleien nicht nur einfach mit der Stange im Nebel herumgefahren ist, daß vielmehr gerade seine paradoxeste Hypothese nur als eine wunderbare Formel für einen noch ungefundnen Inhalt zu gelten hat, nach dem nicht etwa Nietzsche allein, sondern unser ganzes in Relativismus und Spezialismus verstricktes Zeitalter eifrig auf der Suche ist.

Die persönliche
Abzenteigung
der Wiederkunft-
lehre bei Nietzsche

Freilich hat Nietzsche dieses an sich repräsentative Philosophem immer persönlicher ausgeprägt. In den Umwertungsfragmenten hatte er der ewigen Wiederkunft die dogmatische Schlucke reserviert (Nph. 1053—1067, Band X der Taschenausgabe, S. 223—230); eine besondere Anwendung hat er dem Gedanken außerdem auf den von ihm sogenannten „europäischen Nihilismus“ gegeben unter dem Titel: „Die Krisis: Nihilismus und Wiederkunftsgedanken“ (Taschenausgabe, Band IX, S. 47—53). Seine Folgerungen lauten (Nph. 55): „... als ob es gar keinen Sinn im Dasein gäbe, als ob alles umsonst sei. Daß dies „Umsonst!“ der Charakter unseres gegenwärtigen Nihilismus ist, bleibt nachzuweisen. Die Dauer mit einem „Umsonst“, ohne Ziel und Zweck, ist der lähmendste Gedanke, namentlich noch wenn man begreift, daß man gesoppt wird und doch ohne Macht ist, sich nicht foppen zu lassen. Denken wir diesen Gedanken in seiner furchtbarsten Form: das Dasein, so wie es ist, ohne Sinn und Ziel, aber unvermeidlich wiederkehrend, ohne eine finale ins Nichts: „Die ewige Wiederkehr“. Das ist die extremste Form des Nihilismus: das Nichts (das „Sinnlose“) ewig! Da begreift man, daß hier ein Gegensatz zum Pantheismus angestrebt wird: denn „alles vollkommen, göttlich, ewig“ zwingt ebenfalls zu einem Glauben an die ewige Wiederkunft. Spinoza gewann eine solche bejahende Stellung, insofern jeder Moment eine logische Notwendigkeit hat. Die Lehre der ewigen Wiederkunft würde gelehrte Voraussetzungen haben (wie die Lehre Buddhas solche hatte, zum Beispiel der Begriff der Kausalität usw.).“ Nietzsche sagt sich: die stärksten Menschen werden die sein, die

ihrer Macht sicher sind, und die die reichste Kraft des Menschen mit bewußtem Stolze repräsentieren. Solche Menschen denken aber zuallererst an die ewige Wiederkunft. Man muß sie zu diesem Gedanken zwingen, da kein anderer sie ebenso kräftig aufzurütteln und zu neuem Kraftaufwand anzuapornen vermag. Auf diese äußerste Anspannung des an sich rein metaphysischen Gedankens zu einem Motor des praktischen Handelns verfällt Nietzsche freilich erst in seiner allerletzten Schaffenszeit, da der Fanatiker in ihm alle Mienen springen läßt.

Richtig ist aber, daß die Lehre von Anfang an ihm als das Erkennungszeichen seiner Jüngerschaft gegolten hat, in keinem Vergleich mehr als die Lehre vom Übermenschen. Die wenigen die er sich auf die Fähigkeit ansah, seine Adepten zu werden, prüfte er auf ihre Empfänglichkeit für diese Mysterien. Die erste Initiantin sollte Fräulein Lou Salomé werden; sie erzählt (S. 222): „Unvergeßlich sind mir die Stunden, in denen er ihn mir zuerst, als ein Geheimnis, als etwas, vor dessen Bewahrheitung und Bestätigung ihm unsagbar graue, anvertraut hat: nur mit leiser Stimme und mit allen Zeichen des tiefsten Entsetzens sprach er davon. Und er litt in der Tat so tief am Leben, da die Gewißheit der ewigen Lebenswiederkehr für ihn etwas Grauensvolles haben mußte. Die Quintessenz der Wiederkunftslehre, die strahlende Lebensapothekose, welche Nietzsche nachmals aufstellte, bildete einen so tiefen Gegensatz zu seiner eigenen qualvollen Lebensempfindung, daß sie uns anmutet wie eine unheimliche Maske. Verkündiger einer Lehre zu werden, die nur in dem Maße erträglich ist, als die Liebe zum Leben überwiegt, die nur da erhebend zu wirken vermag, wo der Gedanke des Menschen sich bis zur Vergötterung des Lebens aufschwingt, das mußte in Wahrheit einen furchtbaren Widerspruch zu seinem innersten Empfinden bilden, — einen Widerspruch, der ihn endlich zermalmt hat. Alles, was Nietzsche seit der Entstehung seines Wiederkunfts-Gedankens gedacht, gefühlt, gelebt hat, entspringt diesem Zwiespalt in seinem Innern, bewegt sich zwischen dem ‚mit knirschenden Zähnen dem Dämon der Lebensewigkeit fluchen‘ und der Erwartung jenes ‚ungeheuren Augenblicks‘, der zu den Worten die Kraft gibt: ‚du bist ein Gott und nie hörte ich Göttlicheres!‘ . . . Damals war die Wiederkunfts-Idee für Nietzsche noch keine Überzeugung geworden, sondern erst eine Befürchtung. Er hatte die Absicht, ihre Verkündigung davon abhängig zu machen, ob und

Fräulein Salomé
als erste
Initiantin

wie weit sie sich wissenschaftlich werde begründen lassen. Wir wechselten eine Reihe von Briefen über den Gegenstand, und immer ging aus Nietzsches Äußerungen die irrthümliche Meinung hervor, als sei es möglich, auf Grund physikalischer Studien und der Atomenlehre, eine wissenschaftlich unverrückbare Basis dafür zu gewinnen. Damals war es, wo er beschloß, an der Wiener oder Pariser Universität zehn Jahre ausschließlich Naturwissenschaften zu studieren. Erst nach Jahren absoluten Schweigens wollte er dann, im Fall des gefürchteten Erfolges, als Lehrer der ewigen Wiederkunft unter die Menschen treten."

Peter Gast über
die „mechanische
Repetition der
Weltalter“

Im Sommer 1884 hat Nietzsche sowohl bei Overbeck als bei Peter Gast angeklopft. Peter Gast schreibt an Overbeck aus Annaberg, den 20. Juli 1884, nachdem Nietzsche im April Peter Gast in Venedig und im Juli Overbeck in Basel seine Offenbarung mündlich angedeutet hatte: „Sein Zarathustra gehört zum Stärksten, was ich kenne. Ich hatte mich in der Aufnahme des II. Teils versehen, hatte diesen Teil (wie den ersten) dogmatisch genommen, während es Nietzsche an der Mitteilung einer Stimmung liegt, der Stimmung beim Übergang in ein Neues, wo nichts mehr nach Gewohnheit und Herkommen geschieht und bei dem jeder Nerv in einer andern Richtung, als bisher tätig, die ganze menschliche Maschinerie also in der unbequemsten Aufregung ist. Der Traum (II pag. 79), den ich aufs Christentum bezogen hatte, bezieht sich auf den Gedanken der mechanischen Repetition verschiedener Weltalter, auf die „Lehre von der ewigen Wiederkunft“ wie Nietzsche sie nennt. Mit dieser hat es seine Richtigkeit. Nietzsche glaubt, daß dieser Gedanke vielen innerlich hin und her geworfenen Menschen einst, wenn er erst seine Kraft gewonnen haben wird, das Leben kosten werde. Für mich hat dieser Gedanke weder etwas Schreckliches noch etwas Erfreuliches, — das er erst haben würde, wenn Gedächtnis und Erinnerung dabei ins Spiel kämen. Ja, ich habe eine Freude dabei, die aber rein wissenschaftlich ist.“ Während nun Peter Gast, ohne weiter gläubig zu sein, sich leicht hin anpaßte, hielt Overbeck Nietzsches Sinnesänderung für das, was sie ja auch in der That war, für eine Verstiegtheit. Immer mehr offenbarte sich das Wesen seines Freundes in derjenigen Eigenschaft, durch die sich ja auch den Griechen ihr Gott Dionysos auszeichnete, durch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Für den Denker aber, zu dem Nietzsche sich ja nun ausreifen wollte, war das in Overbecks Augen

ein Bedenken erregendes Anzeichen. Oder dann mußte Nietzsche ihm erst beweisen, daß im Gegenteil von Stetigkeit und Konsequenz seine philosophische Kraft beschlossen liege. Overbeck hat diese Möglichkeit einer neuen Bahnbrechung keineswegs übersehen und sich redlich um ein Verständnis dafür bemüht; er kam aber über das Kopfschütteln nicht hinaus, es gelang ihm nicht seine kritischen Bedenken zu beschwichtigen.

Overbeck über Nietzsches Befehrerung zum Mysterium



Nietzsche war lange nicht so einsam, als er sich vorstellte; viel mehr als daß er wirklich ein Einsiedler war, affektierte er das Einsiedlertum oder gefiel er sich darin und wollte ein Einsiedler sein. Weder historisch noch rückwärts betrachtet ist irgendein bei ihm hervortretender Gedanke von Grund aus neu und unerhört, noch ist sein Besitz an Gedanken am Gemeinbesitz der Gegenwart, an diesen Gebilden gemessen, irgendwo ihm eigentümlich. Ja während seines eigenen Lebens haben sich Geistesverwandte ihm sogar merkwürdig früh und merkwürdig spontan beigegeben. Man denke nur an Heinrich von Stein und dessen schon 1878 unter dem Pseudonym Armand Pensier erschienene „Ideale des Materialismus“. Man hat, vergleicht man jetzt dieses Büchlein mit Nietzsches „Menschliches, Allzumenschliches“ und was sich zunächst anschloß, den Eindruck von Zwillingenbrüdern des Jahres 1878. Um die Benennung seines Büchleins durch Stein als „lyrische Philosophie“ hat Nietzsche den Verfasser gewiß beneidet. Denn damit war fast zum voraus der beste Name für seine eigene Philosophie erfunden. Wie sonderbar und im Grunde verzweifelt Nietzsche zur Einsamkeit in der Welt stand, ebensogut wie zum Gegenteil, erkennt man am besten in seiner wilden Zarathustra-Periode, die ihn buchstäblich aus sich selbst hinausdrängt, wie sie ihn andererseits auch auf Gewalttätigkeit in ihn zurückdrängt. (Vgl. jetzt zu dieser Periode besonders das 25. Kapitel des II. Bandes seiner Biographie von seiner Schwester, die Entstehung von „Also sprach Zarathustra“, 2. und 3. Teil.) Hier zwischen 2. und 3. Zarathustra verflucht Nietzsche am Schluß eines August 1883 an seine Schwester gerichteten Briefes die Einsamkeit, um gleich darauf den Verkehr mit Menschen für sich nur noch als Kur, als Erholung, den Wunsch darnach nur als sicherstes Symptom eines Zustandes der

Nietzsches Ein-
samkeit nur
relatio

Depression gelten zu lassen, nachdem er noch im Frühjahr 1882 Peter Gast angerufen hat, um sich von ihm „eine große Zerstreuung erfinden“ zu lassen und sich zum unwiderstehlichen Bedürfnis nach „Abenteuern“ zu bekennen. In dieser selben Periode hat sich Nietzsche selbst die Beschäftigung mit jedem andern Gedanken als dem mit der „Zukunft der Menschheit“ unmöglich gemacht. An diese Zukunft zu denken, ist ein „einziges Labial“, „das Gegenwärtige will ich nicht mehr sehen und hören, es erstickt, quält mich, es macht mich arm und kleinmütig“. Er ist selbst in der Gegenwart nur noch von „Zeitgenossen“ umgeben, die er für „von sich in jedem Sinne überwunden“ hält, so insbesondere seine früheren Leitsterne Schopenhauer und Wagner.

Wandlung anstatt
Entwicklung

Nietzsches Schriften sind alle gleichsam unterwegs geschrieben, in der Gestalt, in der sie zur Aufzeichnung kommen, noch unfertig, vorläufige Stationen, die einmal selbst überholt werden sollen. So am meisten die erste Schrift, die sich zu einer allgemeinen philosophischen Absicht bekennet, „Menschliches, Allzumenschliches“. Daher die charakteristischen Selbstgeständnisse, mit denen ein absichtlicher Rückblick auf sie geworfen wird. In einer freilich eigentümlich verdeckten Weise spricht Nietzsche nachträglich fast nur noch geringschätzig von der alten Schrift. (Vgl. die Zusammenstellung dieser Selbstbekenntnisse bei E. L. Förster = Nietzsche, „Leben Friedrich Nietzsches“, II, 502 f. aus Anlaß der Sommer und Herbst 1885 unternommenen Neubearbeitung des „Menschlichen, Allzumenschlichen“.) Der Nietzsche, der der Schrift die erste Gestalt gab, war noch nicht der spätere, noch nicht der Einsiedler der folgenden Zeit, der nach „Wandergenossen“ gar nicht mehr suchte; damals warf er, um sich Menschen zu suchen, beim Schreiben noch „Angelhaken“ aus. In solchen Betrachtungen wandelt Nietzsche, der sich nicht eigentlich wie ein Körper entwickelt, sondern wie ein Rinnsal, nicht unter Überwindung von Hindernissen neue Glieder seines Denkens wachsend ansetzt, sondern eine flüssige Masse scheinbar mühelos fortwälzt, bis er sich zum Gipfel der ihn zu seinem Abschluß führenden Poesie erhebt, wo er nun erklären zu können meint: Jetzt sei er wo er wolle und habe sich um niemanden und nichts mehr zu kümmern, was nicht von selbst in jener sich fortwälzenden Lava fortrolle. In Ermangelung eines der Menschenwelt zu entnehmenden Begriffs für eine solche vermeintliche „Entwicklung“ wird sie schließlich als „übermenschlich“ und endlos um sich selbst kreisend qualifiziert.

Nietzsche behandelte seinen Wiederkunftsgedanken als ein My-
sterium. Insofern die Ordnung der Menschenwelt, die Rege-
lung der menschlichen Kultur, wenn man sie überhaupt mit
Nietzsche auf dem von ihm dafür gefundenen Wege statuieren
würde, der menschlichen Phantasie und ihrer Schrankenlosigkeit
preisgegeben wäre, wäre man damit auf dem besten Wege, unter
uns Menschen nicht ewige Wiederkehr, sondern nahezu beständigen
Wechsel einzuführen. Alle Erfindungen Nietzsches dagegen sind
nur seine Versuche, sich selbst zu täuschen, was nur einem so phan-
tasiereichen Menschen wie er war, zu versuchen in den Sinn kom-
men mag, sich aber keiner aus menschlichen Individuen zusammen-
gesetzten Menschheit, der einzigen, die es für uns gibt und die wir
kennen, als Gesetz auferlegen läßt. Ebenso gut läßt sich unter
Menschen die Welt an einen Spinnfaden hängen. Ungesicherter
wäre ihr Bestand nicht. Kein Wunder, daß dieses Dogma von
Nietzsche bedingungslos der menschlichen Willkür überlassen ist.
Nur schade, daß der menschlichen Rhetorik die Grenzen auf jeden
Fall noch enger als der Welt gezogen sind. Die Begrenzung der
Welt müßte dann als Trostmittel der Menschenrhetorik sich dar-
bieten lassen. Der Nietzsche'sche Optimismus ist nun einmal der
eines Desperado. Er pocht auf die Schrankenlosigkeit dieser gegen
jene. Noch hat aber bis jetzt unter uns Menschen keinem macht-
vollen Versuch, einen solchen Konflikt in unsere Brust zu verlegen,
der Erfolg, d. h. der historische (zeitweilige) Effekt sich versagt.
Doch hat dieser Effekt wohl auch nie mit dem Bewußtsein seiner
selbst begonnen, wie er es unter uns mit Nietzsche täte. Mög-
lich, daß Nietzsche bei jedem der Empfehlung seines Wiederkunftsgedankens gewidmeten neuen Versuch, die Kunst, ein Füllhorn
mit Blüten auszusüßten, besser als Flora verstanden hat — was
hilft das den Zuschauern, wenn sie sehend bleiben und nicht im
Zuschauen erblinden.

Soweit Nietzsches Ideal des Übermenschen von sich selbst in
der Lehre der „Ewigen Wiederkunft“ in Dunst aufgelöst wird und
er sie selbst nicht ernst genommen, sondern wieder weggeworfen
hat, kann man sie nur als den schlimmsten Mißgriff seiner Philo-
sophie bezeichnen, den ihm seine persönliche Pflege des Ideals des
„Extremen“ zugezogen hat. Nur von dem in ihm allgewaltigen
Triebe zum Extremen, seinem Drange zum „Äußersten“ getrieben,
ist er auf seine Übermenschenidee gekommen. Sie war ihm nicht
ernstlich angewachsen. Nietzsche hat sich selbst das Übermenschen-

Nur Versuche, sich
selbst zu täuschen

Das Ideal des
„Extremen“

tum unzweifelhaft zugesprochen, nicht nur in poetischer Form (Zarathustra), sondern auch in sehr prosaischer. Wenn er z. B. von sich sagte: „Alles Illegitime ist wider meine Natur.“ In Wahrheit hat Nietzsche nicht mehr Recht auf jenes stolze Selbstbekenntnis gehabt als jeder Mensch. Nur die mühsamste Geschichtskonstruktion hat Nietzsche gestattet, die Menschheit im Ernste in die zwei einander vermeintlich fremden Hälften der Herren und Sklaven zerfallen zu lassen. Diese Spaltung als übergeschichtliches Ideal zu behaupten, läuft auf eines der leersten Phantasmen hinaus, die der sonst von Nietzsche selbst darob so unverföhlisch geschmähte „Idealismus“ je unter uns Menschen erzeugt hat. Niemand mehr als der Demokratenhasser oder der radikale Gegner demokratischer Weltbetrachtung hat sich davor zu hüten, die Schlacht seinem Gegner auf dem Boden des Idealismus anzubieten. Denn auf diesem ist seine Niederlage sicher. So viel wird unserem demokratischen Zeitalter nur vergebens bestritten, so viel muß ihm vielmehr vorgegeben werden, wenn nicht überhaupt Menschengeschichte in Verwirrung und chaotische Zerstörung auslaufen soll. Meiner Ansicht nach hat Nietzsches Person am allerwenigsten vom Gegenteil überzeugen können. Die Neukultivierung der Menschheit, die er unternommen, ist nur unter dem Zeichen der Desperation zu entnehmen: das beweist Nietzsche nicht am wenigsten eindringlich mit dem Einfall, sich mit dem Übermenschen zu identifizieren, und der praktischen Durchführung, die er ihm in seinem Leben gegeben hat. Er ist damit unter anderem genau so weit gekommen, wie die moderne Theologie mit ihrer Apologie des Christentums, nämlich den Beweis für ihre Theorie im strengsten Sinne nur von der Zukunft zu erwarten, da man ihn mit seiner eigenen Gegenwart nicht liefern kann. Die desperateste Absurdität, die sich ausdenken läßt, ob sich auch die Vermählung der Welt damit als undenkbar gar nicht bezeichnen lassen mag! Desperate Ziele sind mit desperaten Mitteln am Ende zu erreichen. Mehr hat Nietzsche mit seinem „Willen zur Macht“ auch nicht bewiesen, wenn überhaupt etwas. — Nietzsches Zarathustra hat ihm die höchsten Wonnen, die er von jedem idealen Menschenverhältnis, das ihn gefangen nahm, für sich verlangte, nämlich das Bewußtsein, sich über ihn erhoben, ja auf den Kopf gestellt zu haben, verschafft. Nicht minder als seinen Wagner hat Nietzsche auch seinen selbst geschaffenen Zarathustra zu Boden geworfen, um sich über ihn zu erheben.“

Bejahung aus
Desperation



nach jenem ersten Silser Sommer im Jahre 1881
fühlte sich also Nietzsche verwandelt in einen Dichter
im Sinne der Vergangenheit, das heißt in einen Seher
und Sänger. Der Troubadour war in ihm vorbe-
reitet, weniger durch die nicht reichlichen und nicht
außerordentlichen Gelegenheitsdichtungen der 70er Jahre, als
durch mehrfache ernsthafte Kompositionsversuche, die Peter Gast
als Fachmusiker gegen die ungerechte Verdammung durch Hans
v. Bülow in Schutz zu nehmen sich genötigt sieht (Briefe III, S.
347 f.). Diese musischen Talente hat Nietzsche nun für eine neue Be-
tätigung umgeschaltet. Sein neues Buch schrieb er im darauffol-
genden Winter in Genua und nannte es mit dem provenzalischen
Namen „Gaya Scienza“, „die fröhliche Wissenschaft“. Jene „Ein-
heit von Sänger, Ritter und Freigeist, mit der sich jene wunderbare
Frühkultur der Provenzalen gegen alle zweideutigen Kulturen ab-
hebt“, steckte ihm im Gemüte. Er lagerte seiner Prosa ein Vorspiel
in deutschen Reimen vor und nannte es nach dem Goetheschen
Singspiel, mit dessen Vertonung Peter Gast in Venedig eben be-
schäftigt war: „Scherz, List und Rache“. Unter diesen unterschied-
lichen Epigrammen findet sich das wundervolle Selbstbekenntnis:

„Gaya Scienza“

Ecce homo:

Ja, ich weiß woher ich stamme!
Ungefättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Nicht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!

Die Erhebung seiner Seele gipfelte in dem Erlebnis eines strah-
lenden Januars; aus Dank dafür überschreibt er das vierte, ge-
dankenvollste Buch dieses neuen Werkes „Sanctus Januarius“. Ganz geschwellt vom Verlangen nach Künstlerschaft will er eine
neue Art von Denker in sich darstellen und gelobt sich deshalb zum
neuen Jahre: „Nun so will auch ich sagen, was ich mir heute von
mir selber wünschte und welcher Gedanke mir dieses Jahr zuerst
über das Herz lief, — welcher Gedanke mir Grund, Bürgschaft
und Süßigkeit alles weiteren Lebens sein soll! Ich will immer
mehr lernen, das Notwendige an den Dingen als das Schöne zu
sehen: — so werde ich einer von denen sein, welche die Dinge
schön machen. Amor fati: das sei von nun an meine Liebe! Ich
will keinen Krieg gegen das Häßliche führen. Ich will nicht
anklagen, ich will nicht einmal die Ankläger anklagen. Wegsehen

Nur noch ein
Ja-sagender sein"

sei meine einzige Verneinung! Und, alles in allem und großem:
ich will irgendwann einmal nur noch ein Ja-sagender sein!"

Alle diese Erwägungen deuten im Lebensaufriß Niehsches auf eine Fuge hin, die seine Schwester in der Biographie bis zur Unkenntlichkeit überkleistert hat. In jener Zeit einer, man sollte meinen, restlosen Hinwendung zum Rausch und Gefühlsüberschwang, in jenen Inkubationsjahren des Zarathustra steht die Freundschaft mit dem weitaus kühnsten und zerlegendsten Denker unter seinen Freunden in voller Blüte, mit Paul Rée. Seit dem Sommer 1876 hatte Niehsche „Dr. Rée zu seinem Umgange gewählt, weil ihm nach der Enttäuschung in Bayreuth dessen nüchterne, etwas enge Anschauungsweise wohlthat“. (Biographie II, S. 415.) Aber erstens fällt der Umgang mit Rée nicht unbeträchtlich früher, als die „Enttäuschung in Bayreuth“ und hält, ohne die geringste Trübung zu erfahren, volle acht bis neun Jahre vor. Gewiß besaß das Interesse Niehsches für Rée seinen inneren Widerhaken immer schon an der vollkommenen Gegensätzlichkeit der beiden Naturen. Niehsches Übergang vom Skeptizismus zum Mystizismus erhält dadurch seinen Reiz, daß er dennoch, aus dem ihm eigenen Deckungsinstinkt heraus, damals ein Zusammensein mit Rée, wenn nicht suchte, so doch sicher nicht ernstlich vermied. Seine eigenen Worte bestätigen diese Auffassung (bei Crusius, S. 117, Anm. 1): „Übrigens bin ich Dichter bis zu jeder Grenze des Begriffs geblieben, ob ich mich schon tüchtig mit dem Gegenteil aller Dichterei tyrannisiert habe.“ War Rée mit seinem Vorschlage, Niehsche im Verückungssommer 1881 in Sils-Maria zu besuchen, wie es scheint nicht ohne Zutun der Schwester, abschlägig beschieden worden (Biographie II, S. 382 f.), so fanden sich die zwei, nach Niehsches einsamen Seligkeiten des Sanctus Janarius, in Genua, und haben von da unter anderm auch einen Ausflug nach Monaco unternommen. Dies war das Vorspiel eines großen Vertrauens, das kurz darauf diese Freundschaft auf eine höchst gefährliche Probe stellen sollte.

II. Das Lou-Erlebnis



Niehsche war, wie wohl noch niemals in seinem Leben so stark, empfänglich und fruchtbar geworden. Was jetzt sich mit ihm ereignete, erhielt von vornherein äußerste Tragweite; wer jetzt ihm begegnete und so beschaffen war, daß er bei ihm stille hielt und

sich überlegte, ob er da nicht endlich den Gefährten gefunden habe, der wurde ihm zum Verhängnis. Von Genua war Nietzsche nach Messina gegangen; von dort vertrieb ihn der Schirokko. Von da besuchte er die Freunde in Rom, und da begab es sich denn, daß Fräulein von Meysenbug und Dr. Rée ihm eine junge Dame aus Finnland, Fräulein Lou Salomé zuführten, in der Meinung, das sei nun der Schüler und Jünger, nach dem schon immer Nietzsches Sehnsucht stand. Sobald aus diesem Plane Ernst werden sollte, war Nietzsches erstes, daß er die junge Freundin ersuchte, sich seinem Freunde Overbeck und dessen Gattin in Basel vorzustellen. Nietzsche stand damals in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre. Etwas anderes als Freundschaft hat zwischen ihm und Lou nicht bestanden, — dennoch eben Freundschaft mit einem jungen und geistvollen Weibe.

Frau Förster erzählt („Nietzschelegenden“, „Zukunft“ vom 18. Januar 1905, S. 172): „Auf der Rückreise nach Deutschland, wenige Tage nachdem mein Bruder Fräulein Lou Salomé kennen gelernt hatte, begleitete er sie, ihre Mutter und Dr. Paul Rée die Hälfte des Weges. In Orta kam ihnen der Gedanke, sich in irgendwelcher scherzhaften Weise miteinander photographieren zu lassen. Mein Bruder sollte in einem kleinen Gärtnerwagen sitzen und die beiden, Fräulein Salomé und Dr. Paul Rée, den Wagen ziehen. Natürlich bot mein Bruder als sehr höflicher Mann seinen Platz der Dame an, die ihn auch, zum Amusement meines Bruders, als selbstverständlich annahm. Und sein Amusement steigerte sich noch, als er später hörte, daß Fräulein Salomé dieses reichlich taktlose Bild anderen Leuten zeigte, um zu beweisen, daß Nietzsche sowohl als Rée von ihrem Geiste geleitet und inspiriert worden seien. Mir zeigte mein Bruder das Bild mit herzlichem Lachen: „Sieh einmal“, sagte er, „diese junge Dame bildet sich ein, klüger zu sein als ich und Rée zusammengenommen.““ Selbstverständlich handelte es sich bei diesem (in wenigen Exemplaren noch vorhandenen) Lichtbilde um einen harmlosen Sommerfrischlerscherz. Es ist ein erleichternder Gedanke, sich Nietzsche noch damals gelegentlich auch in geradezu ausgelassener Stimmung vorstellen zu dürfen. In Orta scheint die kurz zuvor in Rom geschlossene Bekanntschaft Rées und Nietzsches mit Fräulein Salomé bereits zur zwanglosen Freundschaft gediehen zu sein — ein paar frohe Tage, ehe man sich der Ausgestaltung der gemeinsam gefaßten ernstern Pläne zuwandte. Dann kehrte Nietzsche mit Rée

über den Gotthardt nordwärts zurück, Fräulein Salomé sollte ihnen unmittelbar nachfolgen. Am 8. Mai überraschte er Overbeck in Basel und blieb bei ihm fünf Tage zu Gast. Am 13. Mai holten ihn Dr. Rée und Fräulein Salomé in Luzern auf dem Bahnhofe ab. Er besuchte mit Lou Tribschen. „Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er mit leiser Stimme von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er.“ (S. 87 ihres Buches.) Nach einem weiteren Tag in Basel reiste er durch und erschien plötzlich bei seiner Familie in Naumburg, als diese ihn noch in Messina glaubte, also von allem inzwischen Vorgefallenen keine Ahnung hatte. Er bewahrte denn auch Mutter und Schwester gegenüber völliges Stillschweigen über das, was ihn vor allem und aufs tiefste beschäftigte; er nannte als Grund seiner Heimkehr die Sonne Siziliens und den Schirokko. — „Als er nun an einem solchen sonnendurchglühnten Tage zufällig mit einem Herrn bekannt wurde, der mit der größten Begeisterung vom Grunewald bei Berlin sprach, war mein Bruder, in seinem phantasievollen Eingehen auf die Stimmung anderer, zu der Vorstellung gekommen, der Grunewald sei das, was ihm immer vorgeschwebt habe: also ein Wald mit tiefschattigen, wohlerhaltenen, ebenen Wegen, und endlosen, einsamen Spaziergängen. Dazu in der Nähe die Großstadt, mit der Universität und ausgezeichneten Bibliotheken und vielleicht mit einigen Freunden, die ihm beim Lesen, Schreiben und Herausfinden von Notizen behilflich sein könnten.“ (Biographie II, S. 395.)

In der Tat machte damals Nietzsche einen Abstecher nach Berlin mit dem Bruder seines späteren Schwagers Dr. Paul Förster und sah sich an zwei aufeinanderfolgenden Tagen den Grunewald an: „bei dem ersten Besuch nur im strömenden Regen, das andere Mal allerdings bei schönem Wetter, aber mit einer strömenden Menschenmenge, den obligaten Frühstückspapieren und wüsten Gefängen. Beide Male machte ihm der so gerühmte Grunewald einen recht unsympathischen Eindruck.“ Um jene Zeit veröffentlichte er als Vorabdruck in der Internationalen Monatschrift von Schmeizner die „Idyllen von Messina“, die später (1886) in der zweiten Ausgabe der „Fröhlichen Wissenschaft“ unter dem Titel: „Lieder des Prinzen Vogelfrei“ den Schluß bildeten. Am 25. Juni verließ Nietzsche Naumburg und begab sich zur

Sommerfrische nach dem thüringischen Dorfe Tautenburg bei Dornburg. Dort corrigierte er an den Bogen der „Fröhlichen Wissenschaft“, die Teubner in Leipzig druckte. Fräulein Salomé wohnte unterdessen, von Rees Mutter freundlichst aufgenommen, auf dessen väterlichem Gute Stibbe in Ostpreußen. Am 24. Juli fuhr sie zur Aufführung des Parsifal nach Bayreuth, und dann kamen die gemeinsamen Tautenburger Wochen, die den Anfang der Jüngerschaft bilden sollten.

Einer der Vorzüge des Buches, das Fräulein Salomé acht Jahre später auf Grund der erhaltenen persönlichen Einführung unter dem Titel: „Friedrich Nietzsche in seinen Werken“ (Wien 1894) veröffentlichte, besteht in den Schilderungen von Nietzsches äußerer Erscheinung und seiner Art, sich zu geben (S. 11—13): „Dieses Verborgene, die Ahnung einer verschwiegenen Einsamkeit, — das war der erste, starke Eindruck, durch den Nietzsches Erscheinung fesselte. Dem flüchtigen Beschauer bot sich nichts Auffallendes; der mittelgroße Mann in seiner überaus einfachen, aber auch überaus sorgfältigen Kleidung, mit den ruhigen Zügen und dem schlicht zurückgestrichenen braunen Haar konnte leicht übersehen werden. Die feinen, höchst ausdrucksvollen Mundlinien wurden durch einen vornübergekämmten großen Schnurrbart fast völlig verdeckt; er hatte ein leises Lachen, eine geräuschlose Art zu sprechen und einen vorsichtigen, nachdenklichen Gang, wobei er sich ein wenig in den Schultern beugte; man konnte sich schwer diese Gestalt inmitten einer Menschenmenge vorstellen, — sie trug das Gepräge des Abseitsstehens, des Alleinstehens. Unvergleichlich schön und edel geformt, so daß sie den Blick unwillkürlich auf sich zogen, waren an Nietzsche die Hände, von denen er selbst glaubte, daß sie seinen Geist verrieten, — eine darauf zielende Bemerkung findet sich in „Jenseits von Gut und Böse“ (S. 288): „Es gibt Menschen, welche auf eine unvermeidliche Weise Geist haben, sie mögen sich drehen und wenden wie sie wollen, und die Hände vor die verräterischen Augen halten (— als ob die Hand kein Verräter wäre! —).“

„Eine ähnliche Bedeutung legte er seinen selten kleinen und feinmodellierten Ohren bei, von denen er sagt, sie seien die wahren ‚Ohren für Unerhörtes‘. (Zarathustras I, S. 25.) — Wahrhaft verräterisch sprachen auch die Augen. Halbblind besaßen sie dennoch nichts vom Spähenden, Blinzeln, ungewollt Zudringlichen vieler Kurzsichtigen; vielmehr sahen sie aus wie Hüter und

Leu Salomés
Nietzsche-Porträt

Nietzsches Mund,
Gang, Hände
und Ohren

Nietzsches
Höflichkeit aus
Freude an der
Verkleidung

Bewahrer eigener Schätze, stummer Geheimnisse, die kein unberufener Blick streifen sollte. Das mangelhafte Sehen gab seinen Zügen eine ganz besondere Art von Zauber dadurch, daß sie, anstatt wechselnde, äußere Eindrücke wiederzuspiegeln, nur das wiedergaben, was durch sein Inneres zog. In das Innere blickten diese Augen und zugleich — weit über die nächsten Gegenstände hinweg — in die Ferne. Denn im Grunde war seine ganze Denkerforschung nichts als ein Durchforschen der Menschenseele nach unentdeckten Welten, nach 'ihren noch unausgetrunkenen Möglichkeiten' ('Jenseits von Gut und Böse', S. 45), die er sich rastlos schuf und umschuf. Wenn er sich einmal gab, wie er war, im Bann eines ihn erregenden Gesprächs zu zweien, dann konnte in seine Augen ein ergreifendes Leuchten kommen und schwinden; — wenn er aber in finsterner Stimmung war, dann sprach die Einsamkeit düster, beinahe drohend aus ihnen, wie aus unheimlichen Tiefen, — aus jenen Tiefen, in denen er immer allein blieb, die er mit niemandem teilen konnte, vor denen ihn selbst bisweilen Grauen erfaßte, — und in die sein Geist zuletzt versank. — Einen ähnlichen Eindruck des Verborgenen und Verschwiegenen machte auch Nietzsches Benehmen. Im gewöhnlichen Leben war er von großer Höflichkeit und einer fast weiblichen Milde, von einem stetigen, wohlwollenden Gleichmut, — er hatte Freude an den vornehmen Formen im Umgang und hielt viel auf sie. Immer aber lag darin eine Freude an der Verkleidung — Mantel und Maske für ein fast nie entblößtes Innenleben. Ich erinnere mich, daß, als ich Nietzsche zum ersten Male sprach — es war an einem Frühlingstage in der Peterskirche zu Rom, — während der ersten Minuten das gesucht Formvolle an ihm mich frappierte und täuschte. Aber nicht lange täuschte es an diesem Einsamen, der seine Maske doch nur zu ungewandt trug, wie jemand, der aus Wüste und Gebirge kommt, den Rock der Allerweltleute trägt; sehr bald tauchte die Frage auf, die er selbst in die Worte zusammengefaßt hat: 'Bei allem, was ein Mensch sichtbar werden läßt, kann man fragen: was soll es verbergen? Wovon soll es den Blick ablenken? Welches Vorurteil soll es erregen? Und dann noch: bis wie weit geht die Feinheit dieser Verstellung? Und worin vergreift er sich dabei?' — Dieser Zug stellt nur die Kehrseite der Einsamkeit dar, aus welcher Nietzsches Innenleben ganz herausgegriffen werden muß, — einer sich stetig steigenden Selbstvereinsamung und Selbsterziehung auf sich."

Aus den Briefen, die Nietzsche in den fünf Monaten ihrer Bekanntschaft an die erhoffte Jüngerin richtete, und von denen diese in Faksimile einige bekannt gegeben hat, sind hier einzelne Aussprüche zu sammeln, aus denen hervorgeht, wie ungeheuer erhoben er sich jedenfalls fühlte, solange seine junge Freundin für ihn noch eine Erwartung bedeutete:

Die Freundschaft
mit Lou Salomé

„Inzwischen hat der Prof. Riedel hier, der Präsident des deutschen Musikvereins, für meine ‚heroische Musik‘ (ich meine Ihr Lebens-Gebet) Feuer gefangen — er will es durchaus haben, und es ist nicht unmöglich, daß er es für seinen herrlichen Chor (einen der ersten Deutschlands, ‚der Riedelsche Verein‘ genannt) zurecht macht. Das wäre so ein kleines Weglein, auf dem wir beide zusammen zur Nachwelt gelangten — andere Wege vorbehalten. —“

„Nun, meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut, und Sonnabend über acht Tage sehen wir uns wieder. — Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? Ich schrieb ihn Sonntag vor vierzehn Tagen. Es sollte mir leid tun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das ‚gutste‘ dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! — Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten, wie neu und fremdartig mir altem Einsiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müssen! — Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr summend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich). — Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt. ‚Alles klar, aber auch alles zu Ende!‘ — Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in bezug auf uns beide denken zu dürfen ‚alles im Anfang und doch alles klar!‘ Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!“

„Vertrauen Sie
mir!
Vertrauen wir
uns!“

— „das Werk von sechs Jahren (1876—1882), meine ganze ‚Freigeisterei‘! O welche Jahre! Welche Qualen aller Art, welche Vereinsamungen und Lebensüberdrüsse! Und gegen alles das, gleichsam gegen Tod und Leben, habe ich mir diese

meine Arznei gebraut, diese meine Gedanken mit ihren kleinen, kleinen Streifen unbewölkten Himmels über sich: — o liebe Freundin, so oft ich an das alles denke, bin ich erschüttert und gerührt und weiß nicht, wie das noch hat gelingen können: Selbst=Mitleid und das Gefühl des Sieges erfüllen mich ganz. Denn es ist ein Sieg, und ein vollständiger — denn sogar meine Gesundheit des Leibes ist wieder, ich weiß nicht woher, zum Vorschein gekommen, und jedermann sagt mir, ich sähe jünger aus als je. Der Himmel behüte mich vor Torheiten! — Aber von jetzt ab, wo Sie mich beraten werden, werde ich gut beraten sein und brauche mich nicht zu fürchten. —“

„Meine liebe Lou, alles was Sie mir melden, tut mir sehr wohl. Übrigens bedarf ich etwas des Wohltuenden! — Mein Venediger Kunstrichter hat einen Brief über meine Musik zu Ihrem Gedichte geschrieben; ich lege ihn bei — Sie werden Ihre Nebengedanken dabei haben. Es kostet mich immerfort noch den größten Entschluß, das Leben zu akzeptieren. Ich habe viel vor mir, auf mir, hinter mir; — vorwärts und aufwärts! —“

Auch jenes Gedicht — zwei achtzeilige Strophen — ist hier wiederzugeben. Wie hinreißend es auf Nietzsche wirkte, räumt auf ihre Weise selbst Frau Förster ein (Biographie II, S. 416 f.): „Einen Beweis hatte er übrigens auch in der Hand, der für Fräulein Salomé sprach, nämlich das wunderschöne Gedicht: ‚An den Schmerz‘, das sie als eine sehr geschickte Anempfinderin ganz im Sinne seiner Philosophie gedichtet hatte. Er war davon aufs tiefste ergriffen; auch mich rührte es zu Tränen, vielleicht noch jetzt. Verse wollen, wie man aus dieser Erfahrung sieht, recht wenig über den Menschen selbst besagen.“ Daß Nietzsche über diesen dichterischen Wiederklang seines Bejahungsgedankens außer sich vor Glück und Entzücken gewesen sei, hat Overbeck auf das nachdrücklichste bezeugt. Frau Andreas selbst schildert Nietzsches damaligen Helden Schmerz folgendermaßen: „Je höher er sich, als Philosoph, zur vollen Exaltation der Lebensverherrlichung erhob, je tiefer litt er als Mensch, unter seiner eigenen Lebenslehre. Dieser Seelenkampf, die wahre Quelle seiner ganzen letzten Philosophie, den seine Bücher und Worte nur unvollkommen ahnen lassen, klingt vielleicht am ergreifendsten durch in Nietzsches Musik zu meinem ‚Hymnus an das Leben‘, die er im Sommer 1882 komponierte, während er mit mir in Thüringen, bei Dornburg,

„Der Hymnus
an das Leben“

weilte. Mitten in der Arbeit an dieser Musik wurde er durch einen seiner Krankheitsfälle unterbrochen, und immer wieder wandelte sich ihm der „Gott“ in den „Dämon“, die Begeisterung für das Leben in die Qual am Leben. „Zu Bett. Heftiger Anfall. Ich verachte das Leben. F. N.“ So lautete einer der Zettel, die er mir zuschickte, wenn er an sein Lager gefesselt war.“ Die Worte des Gedichtes lauten:

An den Schmerz
(Gebet an das Leben)

Gewiß, so liebt ein Freund den Freund,
Wie ich dich liebe, rätselvolles Leben.
Ob ich in dir gejauchzt, geweint,
Ob du mir Leid, ob du mir Lust gegeben:
Ich liebe dich mit deinem Glück und Harme,
Und wenn du mich vernichten mußt,
Entreiß' ich mich schmerzvoll deinem Arme,
Wie Freund sich reißt von Freundes Brust.

Mit ganzer Kraft umfaß ich dich.
Laß deine Flamme meinen Geist entzünden;
Laß in der Glut des Kampfes mich
Die Rätsellösung deines Wesens finden,
Jahrtausende zu denken und zu leben
Wirf deinen Inhalt voll hinein —
Hast du kein Glück mehr übrig mir zu geben,
Wohlan, noch hast du deine Pein.

Niehsches Musik
zu Eous Gedicht

Auch nach dem Sommer in Tautenburg war Niehsche mit Rée und Eou bis in den Herbst hinein in Leipzig zusammen. Daß jenes Zusammenleben kurz vor der endgültigen Trennung bei ihm schon mit gemischten Empfindungen verbunden war, ist weiter nicht verwunderlich; sicher ist, daß auch noch in Leipzig der Gedanke an Eou sein Herz höher schlagen machte. Schrieb doch Peter Gast an Overbeck am 14. November 1883: „Niehsche selbst, als auch seine Schwester, schrieben, möglicherweise nicht mit der bloßen Absicht, mich damit zu erfreuen, daß er gern wieder aus dem matrimonio segreto etwas zu hören wünsche. In Leipzig schien mir Niehsche nicht ganz dabei zu sein, wenn ich ihm daraus vorspielte. Er kam meist zu mir, ehe er zu Eou und Dr. Rée ging, — bei seinem damaligen Gemütszustand war es so natürlich, der Gedanke an Eou gab ihm große Begeisterung ein, mehr als ein Kunstwerkchen je einflößen kann . . . ich meine ein Kunstwerkchen von mir (—).“ Es ist also anzunehmen, daß über all die fünf Monate hin Niehsche sich doch immer wieder mit der Hoffnung

Mit Rée und
Eou in Leipzig

trug, an Fräulein Salomé jene versprochene Jüngerin eben doch zu haben; als diese Hoffnung zerbrach, als die Beziehung sich löste, im November 1882, war er von dem Gefühle ungeheuerster Verlassenheit wie zu Boden geworfen. Aber hat er nicht gleich hinterher „Zarathustra“ geschaffen? Ferner verschweigt der Bericht der Biographie geßfentlich die mehrfachen Besuche, die Nietzsche in jenem Jahre bei Overbeck abstattete und wie sehr viel tiefer als sonst jemand er damals den Freund und dessen Gattin in sein Vertrauen zog.

Frau Overbeck über das Lou=Erlebnis⁴⁴



Frau Andreas hat in einem trotz seiner Mängel sehr wertvollen Buche ihr Erleben mit Nietzsche niedergelegt; sie hat auch einen Teil ihrer Briefe von ihm veröffentlicht. Ich habe es stets auf das herzlichste bedauert, daß sich eine vollkommen einseitige und unwürdige Beurteilung dieser Frau und ihres Verhältnisses zu Nietzsche trotz dieser Veröffentlichungen hervorgewagt hat. Nietzsche selbst hat dazu in mancher Weise Anlaß gegeben. Er hat sich willenlos und geschwächt, wie er oft war, auch im Wunsche, nach allen Seiten gerecht zu werden, und im Glauben, er behalte doch schließlich das Heft in Händen, in nachträgliche Erregungen ziehen lassen, die von seiner eigenen ursprünglichen Auffassung weit ablagen. Er war, als er im Sommer 1882 meinem Manne von dem neuen Verhältnisse erzählte, aufs höchste erregt und für die Gestaltung seiner Pläne und seines Lebens aufs hoffnungsvollste zuversichtlich. Außereheliches geistig leidenschaftliches Verhältnis war ein Ideal, das er stets mochte. Es war Leidenschaft vorhanden, aber zugleich der Wunsch, sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es gewährte ihm Beruhigung, daß Rée der dritte im Bunde sei, und er erwartete viel von dessen hilfreichem, selbstlosem Wesen, während er mich beauftragte mit Lou darüber zu reden, daß er stets nur seine geistigen Ziele verfolge und in allem dabei nur an sich denke. Zugleich erzählte er in Rom, zu ihr gesagt zu haben: „ich würde mich für verpflichtet halten, um Sie vor dem Gerede der Leute zu schützen, Ihnen meine Hand anzutragen, wenn nicht usw. usw.“ Er fürchtete, Frä. Salomé könne dies für einen Antrag gehalten haben. Ich lasse den Brief folgen, den er mir kurz nachher schrieb.

Nietzsches persönliches Erlebnis
Besuch Nietzsches
bei Overbeck
Anfang Mai 1882

Verehrte Frau Professor!

Bei unserem letzten Zusammensein war ich allzusehr angegriffen: so habe ich Ihnen und meinem Freunde eine Sorge und Beängstigung hinterlassen, zu der eigentlich kein Grund vorliegt; vielmehr Anlaß genug zum Gegenteil! Im Grunde schlägt mir das Schicksal immer zum Glücke und mindestens zum Glücke der Weisheit aus — wie sollte ich mich vor dem Schicksale fürchten, namentlich wenn es mir in der gänzlich unerwarteten Gestalt von E. entgegentritt? —

Die gänzlich
unerwartete
Gestalt von Eou

Beachten Sie, daß Rée und ich mit gleichen Empfindungen unserer tapfern und hochherzigen Freundin zugetan sind — und daß er und ich sehr großes Vertrauen zueinander auch in diesem Punkte haben. — Auch gehören wir weder zu den Dümmlern noch zu den Jüngsten.

Hier habe ich bisher ganz von diesen Dingen geschwiegen. Trotzdem wird dies auf die Dauer untunlich sein, und zwar schon deshalb, weil meine Schwester und Frau Rée in Verkehr sind. Meine Mutter dagegen will ich „aus dem Spiele“ lassen — sie hat schon genug Sorgen zu tragen — wozu noch unnötige? —

Fräulein Eou wird diesen Dienstag Nachmittag zu Ihnen kommen (auch das Buch „Schopenhauer als Erzieher“ zurückbringen, welches in der Tat durch ein Versehen in meinen Koffer geraten war). Sprechen Sie über mich mit jeder Freiheit, verehrte Frau Professor; Sie wissen ja und erraten ja, was mir, um mein Ziel zu erreichen, am meisten not tut — Sie wissen auch, daß ich kein „Mensch der Tat“ bin und in bedauerlicher Weise hinter meinen besten Absichten zurückbleibe. Auch bin ich, eben wegen des erwähnten Zieles, ein böser Egoist — und Freund Rée ist in allen Stücken ein besserer Freund als ich (was Eou nicht glauben will).

Freund Overbeck darf bei diesem Privatissimum nicht zugegen sein? Nicht wahr? —

Es ging mir inzwischen recht gut; man findet, ich sei in meinem Leben nie so heiter gewesen. Was mag der Grund davon sein? Treulich — dankbar und ganz der Ihre

f. N.

Die wenigen Monate der Bekanntschaft mit Fräulein Salomé haben Niessche höchste seelische Wonnen gebracht.

Höchste seelische
Wonnen

Der Rapport
zum christlichen
Erlebnis

Er hatte seinen Zarathustra-Gedanken vor dieser Zeit gefaßt. Die Erregung, die ihn seinen „Sohn Zarathustra“ erschaffen ließ, ging ursprünglich nicht von Lou aus. Daß ein Mann in seinem Alter mit der Leidenschaft kämpft, versteht sich von selbst. Der Schmerz und die Entsagung, keinen Sohn zu haben, nie einen zu haben, waren in ihm lebendig geworden. Er hat im Sommer 1882 ausgesprochen, daß er deshalb auf die Idee gekommen sei, eine Sohnesgestalt künstlerisch zu schaffen. Man darf den Wert solcher Konfidenzen nicht übertreiben. Den Zarathustra umzuwerten, der ihm ein Vertreter des Wertmessers Gut und Böse war, in der ältesten Geschichte der Menschheit, war ja der eigentliche Gedanke. Trotz verschiedener, einander in die Hände arbeitender Anlässe zum Zarathustra, hat doch Lou den direkten Anteil daran, Nietzsche zum philosophisch-religiösen und moralisch-prophetischen Ausdruck eines Ersatzes für Religion und Moral gebracht zu haben. Ihr eigenes Buch „Der Kampf um Gott“ und das spätere „Aus fremder Seele“ sprechen hierfür. Lous Verstand und wohl auch ihre Weiblichkeit rissen Nietzsche in die höchsten Höhen. Sie werteten zusammen und standen im Rapport zum christlichen Erlebnis. Er sagte später meinem Manne, als Erlebnis habe Fräulein Salomé nur das religiöse ihrer Konfirmation gekannt, und es sei dies das Thema und eigentlich einzige Thema zwischen ihnen gewesen. Diesem Ausspruch liegt jedenfalls Wahrheit zugrunde, wenn er auch nicht so verstanden werden darf, als ob das ein ganz beschränkt religiöses Erlebnis auch in den Folgen gewesen sei, die es für Lou gehabt habe, in der Hauptfolge besonders, daß sie es mit Nietzsche teilte und von ihm daraufhin „erzogen“ wurde.

Ich weiß nicht, welches Buch oder Manuskript er Rée und Fräulein Salomé Frühsommer 1882 gegeben hatte. Er war unglücklich, daß die beiden ihn auslachten. Er sagte damals zu meinem Manne und mir flüsternd etwas wie: er müsse eben doch immer wieder etwas anderes haben, die reine Aufklärung genüge ihm nicht, und die beiden verstanden davon nichts. Ich war wie vom Schlage gerührt, daß bereits solches Mißtrauen, solches Wissen von Nichtzusammengehörigkeit vorhanden sei. Ich bin aber durchaus nicht sicher, ob die beiden ihn wirklich ausgelacht haben. Nietzsche war oft übersensitiv, und seine Einbildung spielte ihm leicht Streiche. Über die Ursache des Auseinandergehens im November 1882 bin ich nicht unterrichtet. Er sprach sich darüber nicht aus. Er sagte nur bei seinem dritten Besuche des Jahres bei uns, es sei wohl zwischen

ihnen alles aus. Er erwartete noch Briefe und knüpfte noch Erwartungen an sie, fragte, ob ich keine für ihn erhalten habe, befürchtete sogar, ich könnte ihm etwas vorenthalten. Er war schmerzlich ergriffen, verstand es nicht, sich durch Aussprache zu helfen, durch Zuspruch helfen zu lassen. Ich riet ihm nur, Menschen nicht preiszugeben daraufhin, daß Menschen sich untereinander wehe tun, sondern die Ruhe von der beschwichtigenden Zeit und Einsicht zu erwarten.

Ich lasse einen zweiten Brief folgen, den Nietzsche im Juli 1883 mir aus Sils schrieb:

Liebe, verehrte Frau Professor,
inzwischen kam der Brief meines Freundes Overbeck, und ich erlaube mir einmal, ihm so zu antworten, und zu danken! daß ich an Sie schreibe, an die ich seit langer Zeit keinen Brief abgeschickt habe! Seien Sie froh deshalb: denn alles, was ich in dem letzten Zeitraume an Briefen „verfaßt“ habe, gehört unter die Rubrik: Krankheit und Schwermut — und auch die Dinge, von welchen ich zu erzählen (oder eigentlich nicht einmal zu erzählen) hatte, waren aus dem Reiche des Daseins, welches man am besten verhüllt. Es war mein schwächster und kränkster Winter; und die Erlebnisse, die ihn dazu machten, hätten einen über Nacht zu einem „Timon von Athen“ machen können. Was liegt daran, daß in ihnen nichts ist, dessen ich mich zu schämen hätte, und manches, das eine andere Würdigung und Teilnahme hätte finden dürfen, als es sie z. B. bei meinen Angehörigen gefunden hat! In dem finde und fand ich keinen Trost und keine Erleichterung. Im Gegenteil, wenn ich selber irgendwie mehr zu dieser Gattung von „Wirklichkeit“ gehörte, ihr gleichartiger wäre, so würde ich wahrscheinlich alles viel leichter ertragen haben — und tragen. So aber fiel es wie ein Wahnsinn über mich her, und es ist durch nichts wieder gut zu machen, daß meine Phantasie und mein Mitleid jetzt nun ungefähr ein Jahr in dem Schlamm dieser Erfahrungen hat waten müssen. Ich glaube mehr bereits ausgestanden zu haben, fünfmal mehr, als genügt, einen normalen Menschen zum Selbstmord zu bringen: und es ist noch nicht zu Ende. Das Unglück wollte, daß ich voriges Jahr nur Dinge zu hören und zu erraten bekam, die zu diesen nächsten Erlebnissen den entsprechenden Rahmen bildeten; insbesondere — — — — —

Der Kontrast all dieser Dinge zu dem Seelenzustand, in welchem

„Krankheit und
Schwermut“

ich vorigen Frühling lebte, war ganz und gar schauerlich, und stark genug ein Glas zu brechen, das auch ziemlich viel schon ausgehalten hat.

Jetzt gehen diese Dinge wieder von neuem vorwärts. Meine Schwester will ihre Rache an jener Russin haben — nun gut, aber bis jetzt bin ich das Opfer von alledem gewesen, was sie in dieser Sache getan hat. Sie merkt nichts davon, daß kaum ein Zoll noch fehlt zum Blutvergießen und zu den brutalsten Möglichkeiten — und ich lebe und arbeite hier oben diesen Sommer wie einer, „der sein Haus bestellt“. —

In der That, ohne die Ziele meiner Arbeit und die Unerbittlichkeit solcher Ziele lebte ich nicht mehr. Insofern heißt mein Lebensretter: Zarathustra, mein Sohn Zarathustra! —

Was den betrifft, so habe ich alles dazu getan, daß er diese Ostern bei meinen Freunden erscheinen konnte. Der Rest ist Schweigen. — — — — —

Ihr

F. N.

Fräulein
Niesches
Antipathie gegen
Fräulein Salomé

Ich möchte nicht mehr als nötig auf den Standpunkt des damaligen Fräulein Niesche in dieser Sache eingehen. Der Bruder fühlte dessen Mängel und wußte, daß sich dieselben nicht nur gegen Fräulein Salomé, sondern auch gegen ihn selbst gekehrt hatten. Ich sprach Fräulein Niesche einen Augenblick in Bayreuth, Sommer 1882, und erschrak über ihre Äußerungen. Sie sprach eine heftige Abneigung gegen Fräulein Salomé aus, von der sie meinte, sie interessiere sich für die Feinde ihres Bruders. Zugleich warf sie ihr vor, nicht begeisterungsfähig zu sein, wobei sie immer sich als die Vorzügliche in Parallele brachte. Von Fräulein Salomes Begabung hatte sie geringe Meinung und wollte sie ihrer größern Jugend halber überschauen und auf alle möglichen Kollegienbänke, jedenfalls aus der Nähe ihres Bruders verweisen. Ich hatte den Eindruck, daß sie dieser Begabung nichts entgegenzusetzen hatte. Den Bruder klagte sie, wie früher schon, bitter wegen seiner Art an, wegen seiner Rücksichtslosigkeit gegen sie selbst. Ich mußte mir gestehen, daß sie nicht die Person sei, in dem Verhältnis eine verständige und mitfühlende Rolle zu übernehmen. Niesche, mit dem ich von mir aus nie über die Schwester geredet hatte, war selber der Befürchtung gewesen, seine Familie werde dem Charakter dieser Beziehung nicht gerecht sein können. Es war darum gewiß ein Fehler, daß er diese seiner Familie doch zumutete.

Er litt nachher sehr unter all den Zerwürfnissen, auch mit seiner Familie. Ich riet ihm, nicht zu vergessen, daß er ja selbst gewußt habe, seiner Schwester zuviel zuzumuten, und er sich schließlich sagen dürfe, daß ihre ganze Abneigung gegen ihn auf törichtem Einbildungen beruhe, denen er sich gewachsen zeigen könne. Dies tat ihm wohl und baute ihm eine Brücke zur Versöhnlichkeit. Die Versöhnung kam denn auch zustande, aber in einer für Nietzsche unheilvollen Weise. Er fiel von sich selbst, von seinem eigenen Erlebnis ab, trat damit sich selbst und wohl auch andern zu nahe.

Ich lasse einen dritten Brief vom 29. Juli 1883, kurz nach dem zweiten geschrieben, folgen:

Meine liebe Frau Professor!

Soeben kamen auch die Zwiebäcke an: ich finde sie mild und kräftig, so wie ich alle Dinge mir wünsche — und welcher Art auch Ihr Brief war, für den ich Ihnen den herzlichsten Dank zu sagen habe. Glücklicherweise darf ich sogar die Vermutung aussprechen, daß, wenn Sie diese böse Geschichte, in deren Schatten ich wandle, sehr viel genauer kennen würden, Sie mir ihrer halber noch sehr viel gewogener sein würden. Vertrauen Sie doch diesem meinem Worte und denken Sie nicht an „Schwäche“ und „Allzumenschliches“ und dergleichen; und wenn ich an dieser Geschichte auch zugrunde gehen sollte, so geschähe es, weil ich mir auch hier wieder zehnmal zuviel zugemutet habe, als sonst Menschen tun, und gegen mich unerbittlich bleibe — also aus einer Stärke und nicht aus einer Schwäche. Glauben Sie auch nicht an „Rückfälle“; leider handelt es sich für mich jetzt um Vorfälle, um Dinge, die für mich neu sind und derentwegen ich Höllentage und Nächte verlebt habe, nun, ich würge daran — und habe schon manches im Leben hinuntergewürgt! Besorgen Sie sich auch nicht in betreff einer falschen Stellung von mir zu meiner Schwester (die Wahrheit ist, daß alle meine Stellungen zu allen Menschen falsch sind — wer kennt mich denn!); sie hat in dieser Sache ihr gutes Recht, überdies ist sie ebensosehr oder mehr beleidigt wie ich, und wenn sie durchsetzen will, daß zurückgeschafft wird, so stiftet sie, falls sie es erreicht, mehr Nutzen als ich mit meinem Asketismus, der durchaus auf Rache verzichten will. Wir sind jetzt sehr gute Freunde, besser als je. Aber sie auf meinen Standpunkt versetzen? — wozu? — Meine Schwester ist voriges Jahr zu schonend gegen mich gewesen; ist es nicht toll,

„Mild und
kräftig, so wie ich
alle Dinge mir
wünsche“

„Die
gravierendsten
Tatsachen erst seit
drei Wochen
bekannt“

daß mir die gravierendsten Tatsachen dieser bösen Geschichte erst seit drei Wochen bekannt worden sind! — in Tautenburg hat sie dieselben mir verschwiegen, und in Rom verlange ich, daß von dieser ganzen Sache nicht geredet werde. Erst ein Brief meiner Schwester an Frau . . . (beiläufig gesagt, ein Frauenzimmer=Meisterstück von einem Brief), dessen Kopie sie mir schickte, gab mir Lichter und welche Lichter! . . . tritt auf einmal in den Vordergrund; über einen Menschen, mit dem man sich lange Jahre in Vertrauen und Liebe verbunden gefühlt hat, umzuwerfen, so umlernen zu müssen ist ganz und gar fürchterlich, und ich möchte nur einen Tropfen Trost und Labfal inmitten dieser Wüste aus den Fingern saugen. — Vielleicht bringt der Herbst noch ein kleines Pistolenschießen.

Von Steinach schwieg ich; ich habe mich hier bis Mitte September eingemietet, mit meinem ganzen Hab und Gut (104 Kilo Bücher!), habe mir das Zimmer neu tapezieren lassen und will meine absolute Einsamkeit gehörig benutzen. Es ist mir nämlich im letzten Winter und Frühling gar zu viel Zeit verloren gegangen (durch Krankheit; es war ein typhöser Zustand, von dem ich mich äußerst langsam erholt habe).

Ach, wenn Sie wüßten, was die Probleme mir für Not machen, mit denen sich Geist und Herz jetzt bei mir herumschlagen — dieses schreckliche Gefühl der Verantwortlichkeit auf der höchsten Spitze der Erkenntnis! Wahrhaftig, ganz abgesehen von allen elenden Erfahrungen und der ungeheuren Vereinsamung, in der ich seit Jahren lebe! Das, was mich am stärksten am Leben festhält, ist auch das, was mir die tiefsten Nöte und Desperationen bringt und bringen muß; nun sollte man mich billigerweise noch mit überflüssigen Nöten verschonen!

Glauben Sie mir, wenn ich diese zwei Jahre leben bleibe, so ist es eine Leistung ersten Ranges. — Lesen Sie doch auf dem beiliegenden Blatt „die heilige Katharina in Rom —“ da ist ein Ideal, freilich in mittelalterlicher Verkleidung, vorgeführt. Ich habe einmal den Glauben gehabt, einen Menschen dieses Ideals gefunden zu haben. Als ich diesen Glauben verlor, da war es nicht „eine Enttäuschung“, sondern die Enttäuschung. Nun, ich hatte sogar den Willen dazu, mir den Menschen umzuschaffen, nach dem Bilde, welches ich mir von ihm gemacht hatte; — und wer weiß, wie weit ich's darin gebracht hätte! Aber man hat mich gestört. —

Den Glauben
an seine Heiligen
verloren

Die Blätter sind aus dem Buche des Berliner Privatdozenten H. von Stein (das ist übrigens der gegenwärtige Verehrer von Fräulein Salomé, also mein „Nachfolger“ hierin, wie in andern Dingen).

Sonderbar! Noch in einem ihrer letzten Briefe an mich schrieb Malvida von Meyßenbug, sie habe seit Olga niemanden so zärtlich geliebt wie Fräulein Salomé! —

Zum Herbst soll eine größere philosophische Arbeit fertig sein. Am zweiten Bande Zarathustra wird bereits eifrig gedruckt. Ihnen und meinem Freunde den Ausdruck dankbarer Gesinnung. Das Geld ist in meinen Händen.

S. N.

Bemerken Sie doch, die einzige meiner würdige Position in dieser Sache ist, daß ich ihr Opfer bin.

Nietsche hatte sich im Frühsommer 1882 der Hoffnung hingegen, in Fräulein Salomé sein alter ego gefunden zu haben, mit ihr und durch ihre Hilfe seinem Ziele sich entgegenzuarbeiten. Fräulein Salomé war nicht gewillt, in Nietsche aufzugehen. Aus seinem Verlangen nach innerster Zusammengehörigkeit wird der leidenschaftliche Charakter seines Seelenzustandes erkenntlich. Wie erhaben und rührend klingen Irrtum und Enttäuschung bei ihm aus? Wie war es möglich, hier eine alle Fäden seiner Empfindung jäh zerreißende, wahrhaft schallende Burleske einzuführen, zu der Nietsche weder Talent noch Verbheit hatte? Welcher Art ist die Weiblichkeit, die dies mit wichtiger Miene unternahm und trotz aller Einwendungen mit einer Art Virtuosität durchführte?

In einem vierten Briefe kommt Nietsche noch einmal auf dieselben Dinge zurück, sich immer mehr im Abfall vom eigenen Erlebnis bestärkend und doch stets dahin zurückkehrend.

Meine liebe Frau Professor!

Ich will nur gleich noch einmal direkt an Sie schreiben und gut zu machen suchen, was ich mit dem letzten Briefe schlecht gemacht habe. Es muß ein sehr ungeschickter Brief gewesen sein, denn erstens hat er Sie betrübt, und zweitens hat er den Eindruck gemacht, als ob ich mich zu verteidigen hätte. Die Wahrheit zu sagen: zur Moralität vermahnt zu werden, macht mich ungeduldig, und der Ausdruck „falsches Mitleiden“, angewendet auf den tiefsten Schmerz meines Lebens, hat mir sogar wehe

Vom erhabenen
Irrtum zur
schallenden
Burleske

„In meinem
ganzen praktischen
Verhalten
niemals Höheres
gewollt und
niemals sublimier
gehandelt“

„Viele, viele
Jahre von außen
her nichts mehr
erlebt“

getan. Aber das sind Empfindungen, die nicht zwei Tage bei mir anhalten, solchen Menschen gegenüber, von deren gründlichem Wohlwollen ich überzeugt bin. Übrigens ist die ganze böse Geschichte so kompliziert, daß ich es hochzuschätzen habe, wenn jemand ihretwegen „noch immer nicht ernstlich an mir irre geworden ist“ — so sehr ich auch das entgegengesetzte Bewußtsein habe, das ich schon in einem Briefe ausdrückte, das Bewußtsein, in meinem ganzen praktischen Verhalten zu Menschen niemals Höheres gewollt und niemals sublimier gehandelt zu haben. Was meine Schwester betrifft, so habe ich es weder im vorigen Jahre noch in diesem an Deutlichkeit darüber, was ich will, fehlen lassen; aber wenn man nicht zusammen lebt, so geschieht manches, dessen Folgen man anzuerkennen hat, nachdem es nicht mehr möglich ist, es ungeschehen zu machen. Ich habe mich gewiß nicht gegen Sie über meine Schwester beklagt, sondern über das fatalistische darin, daß alles, was sie in dieser Sache getan hat — und zwar zur Rettung und Wiederherstellung meiner Ehre — eingerechnet ihre eigne Genußtunung — sich gegen mich wendet. Als ich gerade mit meinem zweiten Zarathustra fertig geworden war (beiläufig: ich habe noch in keinem Jahre diese Höhen der Empfindung erreicht und bin wahrscheinlich deshalb der beneidenswertigste aller Sterblichen), da bekam ich ganz unerwarteterweise ihren Brief an (. . . .) nebst einigen Details über die ganze Geschichte, die mich dermaßen empörte, daß ich an den (. . . .) einen fulminanten Brief schrieb. Der hat mir darauf mit einem Injurien-Prozeß gedroht; und ich habe darauf mit etwas anderem gedroht. Nun wollen wir sehen, wie die Sache weiter läuft. — Meine Schwester schrieb mir zuletzt noch, daß sie mir jene Dinge aus Schonung voriges Jahr verschwiegen habe. Und in der That, vielleicht war es wirklich nötig, mir diese ganze auf Jahre sich zurückerstreckende Enttäuschung tropfenweise und allmählich einzugeben — wahrscheinlich lebte ich andernfalls nicht mehr. Ich war voriges Jahr wie einer, der viele, viele Jahre von außen her nichts mehr erlebt hatte; meiner Seele fehlte die Haut sozusagen und alle natürlichen Schutzmaßregeln. Das, was ich von da an erlebt habe, ist so kompliziert schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach allen an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestossen worden.

Und nun noch ein Wort über Fräulein Salomé. Ganz abgesehen von der idealistischen Beleuchtung, in der man mir sie vor-

geführt hatte (als eine Märtyrerin der Erkenntnis fast von Kindesbeinen an und noch mehr Heldin wie Märtyrerin), ist und bleibt sie mir ein Wesen ersten Ranges, um die es ewig schade ist. Gemäß der Energie ihres Willens und der Originalität ihres Geistes war sie zu etwas Großem angelegt; nach ihrer tatsächlichen (— — — — —).

Mir fehlt sie, selbst noch mit ihren schlechten Eigenschaften; wir waren verschieden genug, daß aus unsern Gesprächen immer etwas Nützliches herauskommen mußte; ich habe niemanden so vorurteilsfrei, so gescheut und so vorbereitet für meine Art von Problemen gefunden. Mir ist seitdem, als ob ich zum Stillschweigen, oder zu einer humanen Heuchelei im Verkehr mit allen Menschen verurteilt sei. —

Bitten Sie doch ja Freund Overbeck, daß er seinen herrlichen Gedanken eines Zusammentreffens in Schuls festhält. Und Sie selber, meine liebe verehrte Frau Professor, bleiben Sie mir gut und zuversichtlich.

Von Herzen Ihr ergebener Nietzsche.

Der arme, herrliche Freund, wäre er nur selber zuversichtlich gewesen und hätte sich selber wirklich vertreten. Das war es ja, was ich bei ihm gewünscht hätte, aber er konnte mich nicht mehr verstehen. Nicht von falschem Mitleiden, angewandt auf den tiefsten Schmerz seines Lebens hatte ich geredet, sondern vom falschen Mitleiden mit kleinlichen Nachtrieben, denen er ja den Krieg erklärt hatte. Ich war tief elend, nachdem ich diese Briefe empfangen hatte. Wie konnte ein Mensch wie Nietzsche so hinter sich selbst zurückbleiben? Er war empört über die Mitteilungen. Wie war es nur möglich, daß er sich solchen Mitteilungen ohne jede Spur von Kritik hingab, daß sich jemand gefunden hatte, sie ihm zu machen, der selber so ungerecht gegen ihn gewesen war, selber hierin der größten Nachsicht bedurfte, die Nietzsche in voller Veröhnlichkeit gewährt hatte? Wie war es nur möglich, daß er sich nicht sagte: wo du so ungerecht beurteilt worden bist, haben andere keine Aussicht auf gerechtere Beurteilung?

Er geriet in die Barbarei eines nicht einmal in ihm vorgebildeten häßlichen Nachspieles. Es zehrte an seinen Lebenswurzeln, und er stieß es nicht von sich, sondern betrachtete sich willig als dessen Opfer. Er, der gehofft hatte, mit seiner Lehre von der ewigen Wiederkunft die Jüngerin nun wirklich zu umfassen und diesmal

„Seitdem zum
Stillschweigen
oder humaner
Heuchelei ver-
urteilt“

endlich Herrscher zu sein! Aber auch wir versagten aus Mangel an Ahnung, wie wichtig diese Lehre der Wiederkunft ihm war. In der „Fröhlichen Wissenschaft“ ist sie noch wie eines unter vielem dargestellt und wirkte auf uns eigentlich ernüchternd. Das war die große Einsamkeit, die ihn befiel, es war wirklich schrecklich. Ich verstand 1882 den ganzen grausigen Schmerz nicht, als er mir beim Abschied sagte: „So gehe ich denn wirklich in die volle Einsamkeit.“ Er hoffte bis zum letzten Augenblick auf ein Bekenntnis, auf ein Verständnis, das nicht vorhanden war. Auch 1883 wartete Nietzsche auf uns, und wir genügten ihm nicht. 1884 sprach er endlich selbst in der von meinem Manne geschilderten Weise. Er war aber krank und hielt sich mir fern und fühlte nachher selbst, daß er mich zurückgewiesen hatte, woraus natürlich Abföhlung entstand. Ich sah ihn nicht wieder.

Manche Frau mag es nun einmal nicht leiden, daß der Mann Opfer ist, und gar Zarathustra der Mächtige, dessen Stärke über allem Menschlichen steht, wollte hier Opfer sein. Mein Herz war an seinen Idealen beteiligt.

Nietzsche kam später zur Ruhe. Es liegen hierüber Worte von ihm vor. Er hielt in der Erinnerung an den Freunden und an dem, was sie ihm gewesen waren, fest.

Die Darstellung
der „Affäre“
durch Frau
Förster



solange Frau Andreas auf die Verunglimpfung der Biographie (II, S. 397—420, Kapitel XXIII „Bittere Erfahrungen“) schweigt, ist an eine abschließende Darstellung dieser für Nietzsches Leben entscheidenden Episode nicht zu denken. Overbeck stieß sich schon an der unwürdigen Bezeichnung „Affäre“ (II, S. 479, 830). Auch ist bis jetzt der Satz in der Einleitung zu H. Lichtenbergers Buch (S. LXV, wiederholt Biographie II, S. 518) unwidersprochen geblieben: „Leider haben aber diese Unterredungen (zwischen Nietzsche und Fräulein Salomé über die ewige Wiederkunft) niemals stattgefunden, und der erwähnte Briefwechsel hat niemals existiert.“ Der Terrorismus, mit dem bis jetzt Frau Förster die Anwendung des Urheberrechts auf Briefe Nietzsches an andere geltend zu machen trachtete, wird wohl die Veröffentlichung auch dieser Wiederkunftsbriefe zu verhindern gewußt haben. Eine weitere Willkür ist es zu nennen, wenn sie einen in der Tat sehr bedeutsamen Passus aus dem *Ecce homo* frischweg auf den Sommer 1882 und auf Fräulein Salomé anwendet (II, S. 402/3):

„Man mag mein Leben hin und her wenden, man wird darin nur selten, im Grunde nur einmal Spuren davon entdecken, daß jemand bösen Willen gegen mich gehabt hätte — vielleicht aber etwas zuviel Spuren von gutem Willen.“ Frau Förster beteuert, es werde ihr schwer, diese an und für sich so unbedeutenden Erlebnisse, die aber ihrem Bruder so überaus schmerzliche waren, zu erzählen: „Die ganze Sache war von allen Seiten und von Anfang an ein ungeheures Mißverständnis. Aber der Naivste (!) von allen war sicherlich mein Bruder selbst!“ Es ist anzunehmen, daß im Archiv unveröffentlichte Belege aufbewahrt werden, mit denen die in der Biographie vorgelegte entstellende Auffassung noch des weiteren glaubhaft gemacht werden könnte, während die Beweise für das Gegenteil der Öffentlichkeit unerbittlich vorenthalten worden sind. Wenn es schon Nießsches Schicksal ist, daß selbst zarteste Herzensdinge hervorgezerrt werden, so verlangt die Gerechtigkeit ein annäherndes Gleichgewicht im Dafür und Dawider. Was jetzt in der Biographie über die Freundschaft Nießsches mit Fräulein Salomé zu lesen steht und vielleicht noch mit bewährtem Raffinement dem Scheine nach erhärtet werden wird, ist eine empörende Vergewaltigung des wirklichen Sachverhalts.

Wir müssen uns mit einigen Andeutungen begnügen. Man hat dieses inhaltsreiche und folgenschwere Erlebnis Nießsches in zwei voneinander scharf geschiedene Perioden zu teilen: in die fünf Monate seines persönlichen Umgangs mit Fräulein Salomé, eine Zeit schmerzlichster, aber rein subjektiver, durch keinerlei Hindertragungen komplizierter Krisen und in das unerquickliche Enttöhlungs- und Nachspiel, das im Jahre darauf (1883) mit rauhem Griff den Schleier von einem, wie er bis dahin glauben mußte, unbeläuschten Vorgange wegriß. Deshalb trug seine spätere Erinnerung an Lou stets die schrille Dissonanz an sich: er von sich aus dachte ja an sie wie an eine Enttäuschung, wie an ein unerfülltes Versprechen; aber das war und blieb für ihn, so hatte er gemeint, etwas ganz Geheimes und Persönlichstes, von dem kaum jemand sonst etwas bemerkt hatte und das jedenfalls niemanden etwas anging. Statt daß sich nun dieses Andenken an eine ehrliche Täuschung unangetastet erhielt, so daß er in Ruhe darauf hätte zurückblicken können, wurde das Gedächtnis daran jählings von einer zweiten, ganz anders verlaufenden Zeichnung überschritten und gekreuzt — und so blieb Nießsche gerade von dem

Zwei
scharf geschiedene
Perioden

Eine ehrliche
Enttäuschung
durchkreuzt durch
fremde
Einmischung

jenigen innern Erlebnis, von dem er mehr als von allen andern ein abgeklärtes Spiegelbild zurückzubehalten wünschen mußte, nur noch ein wüstes, unentwirrbares Durcheinander übrig. Es ist verständlich, daß sich die ganze Leidenschaft seines Widerwillens nicht sowohl gegen Lou und Rée kehrte, selbst wenn sie sich wie er nun hinterher — gewiß mit Unrecht — sich einbildete, hinter seinem Rücken über ihn lustig gemacht hätten, sondern gegen die Einmischung derjenigen Persönlichkeit, die ihm erst die entscheidenden Vorfälle verheimlichte und ein Jahr später, als er die persönliche Fühlung mit den beiden bereits verloren hatte, dann nachträglich noch hinterbrachte. Seine Männlichkeit bäumte sich in ihm auf in zorniger Entrüstung darüber, daß er um das elementare Recht der unmittelbaren Aussprache und Abrechnung damals betrogen worden war und hinterher nun sich ausschließlich von den eigenmächtigen Zwischenhandlungen einer Mittelsperson abhängig sah, die er aus eigenem Empfinden sicher niemals zu diesem Amte aufgerufen hätte.

Niehsches
Familiengefühl!

Niehsches Verhältnis zu Mutter und Schwester, das gewiß beiderseits auf guten Willen und herzliche Verwandtenliebe gegründet stand, war ihm immer schon hie und da zu einer Geduldsprobe geworden. Seine mehrfachen Versuche der Basler Zeit, mit der Schwester gemeinsame Haushaltung zu machen, waren nie von langer Dauer gewesen; auch seine Anläufe, sich durch Ansiedlung in der Heimat seine Sesshaftigkeit wenigstens teilweise noch zu erhalten, zerschlugen sich nicht allein am Klima und andern äußeren Verumständen, sondern mindestens ebensosehr an dem, was er gelegentlich „Naumburger Tugend“ nannte und in der Gesinnung seiner Familie verkörpert vorfand. Dabei war er aber keineswegs der Mann, sich über derartige unvermeidliche Umgebungsschwierigkeiten aus geistiger Überlegenheit hinwegzusetzen und an dem Anhang, wenn er ihn doch nicht abschütteln konnte oder wollte, doch auch nicht schwerer zu tragen, als er in Wirklichkeit für ihn wog. Vielmehr hat Niehsche seine Familienbeziehungen sehr ernst genommen, und das mag mit seinem von Overbeck besonders an ihm bewunderten Idealisierungsvermögen in Verbindung stehen. Hinter seiner von dem Vater und von der Mutter her ausschließlich pastoral kleinbürgerlich gearteten Herkunft leuchtete ihm die Möglichkeit, von dem ähnlich lautenden polnischen Grafengeschlechte abzustammen, desto lockender hervor. Später steigerte sich diese Neigung, seine erblichen Voraussetzungen

Geheigertes
Gewußtsein
seiner Herkunft!

symbolisch zu deuten. Solche zufällige Beziehungen unterstrich Nietzsche, ebenso mag er auch bei den einzigen nahen Blutsverwandten, die er als erwachsener Mensch erlebte, bei Mutter und Schwester geneigt gewesen sein, in ihren Eigenschaften etwas Ungewöhnliches zu erblicken, und hierin wird der Grund für jene zahlreichen Zeugnisse zum Teil begeisterter und überschwänglicher Anhänglichkeit zu suchen sein, die namentlich in den Briefen an seine Schwester niedergelegt und auszugsweise von ihr in der Biographie bereits bekannt gegeben sind. Unwillkürlich ließ er auch seine Familie an dem Ausnahmebewußtsein teilhaben, das ihn zunehmend beseelte, und das muß denn eine Sammlung dieser freundlichen und herzenshöflichen Aussagen in ein übertriebenes Licht rücken, sobald verschwiegen oder auch bloß nicht genügend deutlich gesagt wird, daß Nietzsches Sohnes- und Bruderliebe auch ihre für ihn selbst sehr empfindliche Kehrseite hatte. Seine Empfindsamkeit drängte ihn hier noch mehr als sonst in die Extreme und ließ ihn gegen Mutter und Schwester nach der einen, so gut wie nach der andern Seite in Überempfindungen verfallen. Er legte deshalb bald Jubel, bald Gereiztheit an den Tag in lauter Fällen, wo eine normale Gefühlsweise kaum zu einer bemerkbaren Temperaturerhöhung oder -verminderung sich hätte bestimmen lassen. Overbeck, der am meisten und jedenfalls weit mehr als ihm selber lieb war, in diesem heikeln Punkt von Nietzsche ins Vertrauen gezogen worden ist, gestand kopfschüttelnd: „Ich habe unter den vielen Dingen, mit welchen Nietzsche gelegentlich auch nur ‚spielte‘ bei keinem den Eindruck der Kaprice mehr gehabt, als bei seinen der Familie geltenden Einfällen und werde in dieser meiner Auffassung der Sache auffallend bekräftigt durch den Schlußband der Biographie, z. B. S. 384, wo Nietzsche am 21. September 1881 seiner Schwester mitten aus der Vereinsamung, die er damals so bitter zu empfinden begann (aus dem Gefühl heraus, daß sein Stern nach eben vollendeter ‚Morgenröte‘ im Aufsteigen begriffen war), aus Anlaß der Backfischeinfälle dieser Schwester eben bei der allegorischen Ausschmückung kleiner, ihrem Bruder übersendeter Notizbücher seine Genugtuung darüber ausspricht, daß er diese Huldigung seiner Familie und nicht irgendwelchen ‚Verehrern‘ verdanke.“ Hinwiederum klagte er bei Overbecks, daß seine Schwester ihm die Symbole dieser Notizbücher mit einer Zurechtweisung verbunden habe. So soll sich darunter ein Drache befunden haben als Anspielung auf

Nietzsches Kaprice

ihr verdächtig vorkommende Tiefen und Unzugänglichkeiten in seinem Wesen, auf gewisse Manieren an ihm.

Das
Dazwischentreten
der Schwester

Indessen reicht der Hinweis auf Nietzsches Reizbarkeit nicht mehr völlig aus zur Erklärung seiner entscheidenden Erfahrungen im Lou=Erlebnis. Möchte er bis dahin die ihm geltenden Betätigungen der mütterlichen und schweesterlichen Teilnahme ernster genommen haben, als wahrscheinlich natürlich und nötig war — damals, 1882/83, bekam er es mit seiner Schwester auf eine so intensive Weise zu tun, wie er es ihr offenbar gar nicht zuge-
traut hatte. Sie selbst muß es immer schon schwer ertragen haben, vom Bruder nicht zum vollen Maßstabe der Freunde eingeschätzt worden zu sein, und dieses gewaltsam hinten gehaltene Gefühl mag daraufhin zu dem turbulenten Ausbruch ihrer schweesterlichen Ansprüche geführt haben, durch den sie in einem immerhin kritischen Zeitpunkt seines Lebens ihm die Selbstentschließung zu entwinden vermochte und sich bis zu einem gewissen Grade an die Spitze seines Schicksals setzte. Ob Nietzsche im allgemeinen an Willensstärke hinter seiner Schwester zurückstand? In der fortgesetzten Bandreihe seiner Werke steckt, allein in dieser Tatsache sich bestätigend, eine so ungeheure persönliche Energie, daß sie kaum irgendwie durch einen Nachbarwillen überboten werden konnte. Aber eben, Nietzsches Intensität ging so sehr in seinem Werke auf, daß für die äußere Gestaltung seines Lebens es einem fremden Willen wohl möglich gemacht war, seinem eigenen den Rang abzulaufen. Dies ist in der Lou=Episode der Fall gewesen; seine Schwester griff, über seinen Kopf hinweg, ein und schlug diejenige Richtung an, die nach ihrem Dafürhalten die Dinge zu nehmen hätten und dann auch in der Tat genommen haben. Diese Zielsetzung hat Nietzsche später abwechselnd bald als Befreiung, bald als Knebelung aufgefaßt und dementsprechend bald gutgeheißen und bald mißbilligt. Daß ein Erlebnis, das für ihn gleichsam nur in gedämpfter Konkretheit, zur Hälfte traumhaft vorhanden war, ins grelle Alltagslicht hinausgezerzt wurde, um dort nach den Gepflogenheiten eines alltäglichen Dafür und Dawider erwogen und abgeurteilt zu werden, das lief ebensosehr seinen Fühlungen zuwider als es seinem Wahrheitsbedürfnis doch wieder entsprach. Und so erfüllten sich die Beziehungen von Bruder und Schwester nach der Freundschaft mit Lou besonders tiefgreifend in einem leidenschaftlichen Wechsel des Anziehens und Abstoßens, wie denn überhaupt der Verlauf dieses Geschwisterverhältnisses aus der un-

Nietzsches
Unentschlossenheit

vermittelten Aufeinanderfolge momentaner Zündungen sich genährt zu haben scheint. Auf seiten der Schwester war die Durchseßlichkeit nur allzusehr begleitet von der vollständigen Mißachtung dessen, was im Bruder gestützt und hochgehalten werden mußte, wobei sie dann auch seine Beziehungen zu andern rücksichtslos durchquerte; denn in ihrer zufälligen Eigenschaft als Schwester trieb sie ihr Wesen oder auch Unwesen selbst da unerschrocken weiter, wo sie als Geist und Charakter nicht eben hineingehörte.

In der einen oder anderen Einzelheit mag ihre Kritik am Verhalten von Fräulein Salomé gegen Nietzsche dem Sachverhalt entsprechen; die Erzählung dieser Vorgänge läßt aber viel zu wenig durchblicken, wie sehr gerade die Schwester an diesen Vorfällen, die sie mehr nur als Zuschauerin beschreiben zu können sich den Anschein gibt, aktiv beteiligt war und durch nachträgliche Aufdeckungen in Nietzsches Seele den gefährlichen Sturm heraufbeschwor, aus dem er nicht eben rühmlich hervorging. Überbeck war bei seinem Besuch im Engadin im August 1883 Zeuge von Nietzsches Wutanfällen gegen Lou und von seinem Entschluß, Rée auf Pistolen zu fordern. Als aber in ihm das Jorngewitter vorüber war, ließ er ganz von selbst Fräulein Salomé sowohl als Rée hohe Gerechtigkeit widerfahren; er blieb dabei, die Jahre des Umgangs mit Dr. Rée seien ihm ein Trost gewesen, er blieb dabei, daß Rée als Denker in seine Entwicklung gehöre. Und gar den Umgang mit Lou bezeichnete er als eine unglaubliche Wohltat, durch die er erst reif geworden sei für seinen Zarathustra. Dies war seine endgültige, abschließende Auffassung über die Lou-Episode, die er seit 1884 vertrat. Er tat recht daran. Die Enttäuschung, daß Lou sich ihm nicht geistig zu verbinden gewußt hatte, nannte Nietzsche die größte seines Lebens. In dem Verhältnis zu Wagner und seiner Gattin, zehn Jahre früher, hatte in Nietzsche die Anempfindung vorgeherrscht, aus der allerdings auch Leidenschaft hervorgewachsen war, aber nicht bewußtes Fürsich-Begehren. Inzwischen war der Jüngling zum vollen Manne erstarkt. In dem reif Gewordenen war ein wirkliches Verlangen, der Wunsch nach Besitz, das Anzeichen der großen Leidenschaft lebendig geworden: man vergleiche nur das herrliche Leipziger Bild, auf dem er das Haupt in die Hand gestützt mit verzücktem Augenaufschlag zum Visionär verwandelt ist, mit den früheren! In diesem Zeitpunkt war Nietzsche reif zu persönlichstem, eigenstem

Bleibender Wert
der Lou-Episode

Begehren. Er begehrte Lou — heiß, aber freilich nicht sinnlich; vielleicht war das sein eigentlicher Rechenfehler, daß er des ehrlichen Glaubens war, die verfeinerte, nur auf geistigen Besitz gerichtete Begierde sei mit einem solchen Dispens auf Ausschaltung der elementaren Triebe als Begierde überhaupt noch möglich. Der Preis, den er für diesen Irrtum zahlte, war eben der Einsturz seiner goldensten Illusion. Das unwillkürliche Lächeln, das uns bei der Wahrnehmung einer derartigen Achtzehnjährigen-Unerfahrenheit an einem Achtunddreißiger überkommen mag, verschwindet aber über der großen Ehrfurcht vor der Keuschheit dieser Virilität. Am Lou-Erlebnis war Nietzsche's androkratisches Selbstbewußtsein zur Fülle gediehen. Er war seiner Männlichkeit bis zu einem solchen Grad von Stolz und Kraft inne geworden, daß er die sonst dumpfen Wonnen physischer Mannbarkeit nun geläutert im Geistigen genoß. Jetzt ging er hin und erzeugte „seinen Sohn Zarathustra“.

III. Antisemitismus und Obskurantismus



icht länger kann nun ein Verhältnis beschwiegen werden, das in den Lebensumständen jedes Schriftstellers seine beträchtliche Rolle zu spielen hat und für Nietzsche, der ja nach seiner Amtsniederlegung nichts anderes als Schriftsteller mehr war, vollends verwickelte Formen annahm: das Verhältnis zu seinem oder seinen Verlegern. Nietzsche's erster Versuch, unter Dach und Fach zu kommen, richtete sich zu Anfang der siebziger Jahre auf einen jungen, auch eben erst eingewanderten deutschen Buchhändler, der die älteste, in ununterbrochener Tradition von einem der berühmten Humanistendrucke herstammende Basler Verlagshandlung eben käuflich erworben hatte. Dabei ist an dem Grund der Ablehnung von Interesse, daß dem betreffenden Verleger, der selbst Anhänger Wagners war, Nietzsche's Wagner-Begeisterung in der „Geburt der Tragödie“ — um die handelte es sich — denn doch alle Dämme einzureißen schien. Die Herbstferien 1871 verbrachte Nietzsche zum Teil in Leipzig mit Rohde und Gersdorff, und durch deren Vermittlung wurde die geschäftliche Beziehung zu dem Verleger der Schriften Wagners geknüpft, E. W. Fritzsch. Wohl infolge der heftigen Angriffe auf die beiden ersten Bücher, durch die der Verleger wahrscheinlich doch etwas kopfscheu wurde,

Nietzsche's
Verleger
E. W. Fritzsch

wollte beiderseits ein rechtes Vertrauen nicht aufkommen. Im November 1873 besuchte Nietzsche Friedrich noch in Leipzig; schon im Sommer 1874 löste sich das Verhältnis auf gütlichem Wege, indem der Verlag der Unzeitgemäßen Betrachtungen nun an den Buchhändler Ernst Schmeißner in Chemnitz überging. Auch Overbeck machte diese Transaktion getreulich mit; seine „Christlichkeit“ war mit Nietzsches „Strauß“ noch bei Friedrich erschienen: seine künftigen Fachstudien, sofern sie nicht Universitätsprogramme waren oder in Zeitschriften niedergelegt wurden, kamen sämtlich bei Schmeißner heraus. Dieser machte gegen Ende der siebziger Jahre Anstalten, sich in großem Stile zum Weltanschauungsverleger zu entwickeln; er wollte die Quellen zum Buddhismus durch indische Studien fördern, bemühte sich um die Erwerbung der Briefe Cassalles, verschloß sich auch Dührings „Judenfrage“ nicht und brachte Dr. Rees „Ursprung der moralischen Empfindungen“; aber seine größte Hoffnung hatte er wohl auf Nietzsche gesetzt. Die Ostermesse 1879 setzte den ersten Dämpfer auf mit einem Absatz von nur 120 Exemplaren des „Menschlichen, Allzumenschlichen“. Auf Weihnachten 1879 gab Schmeißner einen literarisch gehaltenen Verlagsbericht heraus, den Peter Gast redigierte. Den ersten Ärger bereitete Schmeißner Nietzsche und seinen Freunden durch die in Aussicht genommene Gründung „Antisemitischer Blätter“, nachdem Nietzsche schon 1878 die „Bayreuther Blätter“ als „erbarmungswürdiges Zeug“ bezeichnet hatte (Briefe I, S. 430). Dabei war Schmeißner schon immer hinter Nietzsche her, er solle ein „Jahrbuch der Freunde“ herausgeben; da sich das hinzog, weil Nietzsche nichts überstürzen wollte, setzte Schmeißner ohne Vorwissen der Beteiligten die „Internationalen Monatshefte“ ins Werk und warb Autoren unter der Vorpiegelung, Nietzsche und Overbeck hätten ihre Mitwirkung zugesagt, woraufhin sich z. B. der Hallenser Privatdozent Dr. Heinrich von Stein zur Mitarbeit verpflichtete; Redaktor sollte Gasts Freund, Paul Wiedemann, sein. Den Hauptanlaß zu Klagen gab indessen Schmeißners geschäftliche Nachlässigkeit; den Empfang des Manuskriptes zur „Morgenröte“ ließ er wochenlang unangezeigt; statt sich um die Herausgabe des „Zarathustra“ zu kümmern, verbrachte er seine Zeit mit antisemitischen Agitationsreisen; außerdem schützte die Druckerei Teubner Furcht vor dem Gotteslästerungsparagraphen vor, während in Wahrheit wohl der Druck von einer halben Million Gesangbücher den Grund der Verzögerung bildete. „Das

E. Schmeißner
in Chemnitz

Die antisemitische
Agitation

„Als Antisemit
ein praktischer
Christ“

machen“, schrieb Nietzsche an Gast (Biographie II, S. 431), „die ‚sehr wichtigen Verhandlungen‘ und beständigen Reisen des Chefs der alliance antijuive, des Herrn Schmeitzner: da muß ‚der Verlag einmal etwas warten‘, so schreibt er. Es ist wahrhaftig zum Lachen: zuerst das christliche Hindernis, die 500 000 Gesangbücher, und dann das judenfeindliche Hindernis — das sind ganz ‚Religionsstifterliche Erlebnisse‘.“ Allmählich wurde auch die innere Gleichgültigkeit, wenn nicht Abneigung Schmeitzners gegen Nietzsche als Verlagsartikel ruckbar; man suchte einen Käufer, fand aber keinen wegen Preisüberforderung. Wie oft schon hatte Overbeck Nietzsches Quartalsgehalt an Schmeitzner einzahlen müssen, und doch verweigerte dieser auch nach Jahren jede Gegenabrechnung und die Entrichtung auch nur eines Pfennigs Honorar von den Einnahmen der verkauften Bücher. Die Spannung übertrug sich unvermeidlich auf den persönlichen Austausch; so nannte sich Schmeitzner als Antisemit einen „praktischen Christen“ und bekam dafür von Nietzsche die Antwort einzustecken, er sei ein Praktikus, aber kein praktischer Christ (Biographie II, S. 485). Alle diese Vorfälle faßt Frau Förster in den Satz zusammen, Schmeitzner habe ihrem Bruder „verschiedene Unannehmlichkeiten“ bereitet und außerdem nicht aufgehört ihm mitzuteilen, daß das Publikum seine Aphorismen nicht lesen wolle. Eine derartig zarte Beurteilung der Situation gibt aber keine richtige Vorstellung von den schweren Hemmnissen und Bedrückungen, die Nietzsche in einer an sich schon unerträglichen Zeitspanne das Leben sauer gemacht haben. Um seiner Geldforderung Nachdruck zu verleihen und Zarathustra einem so ungeeigneten Verweser zu entziehen, mußte Nietzsche die Angelegenheit dem Anwalt übergeben und ein volles Jahr in Prozessorgen schweben, ehe der Verleger endlich (im November 1885) seinen Verpflichtungen nachkam. Wohl war das ein Aufatmen, aber nicht von der Verlegermisère an sich, sondern nur von deren grotesken Auswüchsen. Zu dem vielfachen Pech, das Nietzsche in seinem Leben gehabt hat, gehört es wahrhaftig, daß er einem derartigen Spezialisten von Verleger in die Hände fiel, durch den Nietzsches Schriften bis und mit Zarathustra überhaupt nur in Antisemitenkreisen geschäftsmäßig vertrieben wurden. Die früheste Besprechung des ersten Zarathustra war von einem Christen und Antisemiten verfaßt und sonderbarerweise im Gefängnis entstanden; Nietzsche wußte auch darin noch das Gute herauszufinden, „insofern, da sofort die populäre Position, die

einzig an mir begriffen werden kann, eben meine Stellung zum
 Christentum, gut und scharf begriffen ist. „Aut Christus, aut Za-
 rathustra?“ Oder auf deutsch: es handelt sich um den längst ver-
 heißenen Antichrist — so empfinden es die Leser.“ (Biographie II,
 S. 436.) Für die Übernahme der Schmeißnerschen Masse hoffte
 Nietzsche ein angesehenes Leipziger Verlagshaus zu gewinnen, das
 erst wollte und dann wieder nicht wollte. Vollends die Hoffnung,
 für seine neuen Sachen einen Verleger zu finden, hat er tapferen
 Mutes aufgegeben; er war nun so weit, Druckfertiges einfach in
 ein Päckchen zusammen zu binden und kaltblütig in die Schieblade
 zu legen. Im Sommer 1886 vereinigte er diese prekären Zustände
 zu dem einigermaßen annehmbaren Provisorium, daß alles bis-
 her Gedruckte von dem alten Verleger E. W. Fritsch aufgekauft
 wurde und das Wichtigste darunter mit beigelegten Vorreden eine
 Titelausgabe erfuhr; für seine gesamte zukünftige Produktion
 indessen mußte er sich zur eigenen Regie entschließen; es war nur
 eine Formsache, daß die Druckerei C. G. Naumann ihren Namen
 dazu hergab und mit Nietzsches neuen Büchern selber unter die
 Verleger ging, aber ohne jede kontraktliche Abmachung.

Rückkehr zu
 Fritsch
 Kommission
 bei
 C. G. Naumann

Die Verquickung seines Schaffens mit den ihm von Grund aus
 unsympathischen alldeutschen, judenfeindlichen und verchristlichen-
 den Tendenzen erstreckte sich aber nicht nur auf den geschäftlichen
 Teil. Antisemitismus und Obskurantismus rückten ihm auch
 im eigenen Hause auf den Leib. Weitere Aufklärungen
 über Nietzsches Beziehungen zu seiner Familie schießt es
 sich möglichst in Form eines Kommentars zu den be-
 treffenden Partien der Biographie zu geben. Die Verfasserin
 stellt das biographische Problem, wen eigentlich Nietzsche zu seinem
 Vertrauten gemacht habe, als Rivalität zwischen seinen männlichen
 Freunden und ihr selbst dar, wonach lange Zeit „die Freunde“
 den Vortritt gehabt hätten, bis schließlich die Schwester in ihre
 lang verkannten Rechte eingerückt sei. (Vgl. besonders S. 834 f.)
 Dies kann aber nur prinzipiell, nicht chronologisch gemeint sein;
 denn bereits im Herbst 1885 erfolgte der Abschied zwischen den
 Geschwistern, und vor dem Ausbruch des Wahnsinns haben sie
 sich nicht wieder gesehen. Das persönliche Einverständnis zwischen
 ihnen, sofern es sich um ein solches handelt, wäre also in den ersten
 achtziger Jahren zu suchen. Was ist hierüber aus der Biographie
 zu erfahren? Als Vertraute erscheint die Schwester wirklich neben
 Peter Gast im Verzeckungssommer 1881 in Sils-Maria (S. 374, 378,

Die Schwester als
„Vertraute“

Unmöglichkeit
einer
Verständigung

381 f.). Dann wiederholt sich die Intimität beim Aufenthalt in Rom im Frühsommer 1883 nach dem Rapallo-Winter — in der Entstehungszeit des zweiten Zarathustra, wo die Schwester nicht nur die schwierigen Verhandlungen mit Schweitzner zu führen hat und selbst „Korrekturbogen lesen darf“, sondern auch — „ich als einziger Jünger!“ — Zeuge seiner dichterischen Konzeptionen war. (S. 453, 457, 458.) Es ist also durchaus nicht in Abrede zu stellen, daß sich die Schwester in der Entstehungszeit des Zarathustra I—II der Einweihung in die Gedankenwelt ihres Bruders durch diesen selbst zu erfreuen gehabt hat. Doch beweist das nichts mehr als einen Versuch Nietzsches, seine Schwester daraufhin zu prüfen, ob sie des Verständnisses für sein Werk fähig sei. Anderes wiederum deutet darauf hin, daß die beiden damals durch ihren gegenseitigen guten Willen angetrieben, doch nur einen Zustand völliger Ratlosigkeit durchzumachen gehabt haben. Die Schwester hat dem Bruder nicht helfen können und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihm überhaupt nicht zu helfen war, am wenigsten mit den naiven, aus einer tief inferioren Welt geschöpften schwesterlichen Experimenten. Wollte Nietzsche ein berühmter Lehrer sein — Mitglied einer Erziehungsgemeinschaft — oder ein einsiedlerisch schaffender Schriftsteller, er wußte es selbst nicht und fluchte zeit- und abwechselungsweise beiden Zuständen und Berufen (vgl. S. 465 f.). Mochte ihm daher die Schwester in einen oder andern Sinne raten — was sie dabei zu holen hatte, war in beiden Fällen eine mehr oder weniger schroffe Zurückweisung oder ernste Strafpredigt (besonders S. 464 ff.). Bald griff sie in der Zuversicht des Bewußtseins, „vielleicht besser als der Bruder zu sehen“, zur Ausflucht ihrer bürgerlichen Instinkte und sah in einem guten akademischen Amt und einem damit verbundenen „schützenden Geheimrattitel“ den wünschenswertesten Hafen für das Lebensglück ihres Bruders, ohne doch im Handumdrehen (zwei Seiten später, S. 467) etwas dagegen zu haben, daß ihm, „sobald er ins Arbeiten und Schaffen kam, die Einsamkeit unumgänglich notwendig war“. Nun legt aber Frau Förster selber uns Zweifel darüber nahe, ob damals wirklich sie so ganz in den Bemühungen ihres Bruders aufgegangen sei; denn wie sie bemerkt, selbst bemerkt (S. 469), hat sie um dieselbe Zeit, da sie mit ihrem Bruder so schlecht vorwärts kam, ihren „Briefwechsel mit Förster“ immer lebhafter werden lassen, um sich zu einer immer wärmeren Fürsprecherin der kolonialen und sogar der antisemitischen Pläne

zu entwickeln, wobei sie, gegen Mutter und Bruder „natürlich den abwesenden Freund und heimlich Geliebten nicht unverteidigt lassen konnte“. Sie hat also, solange der Bruder noch am Leben und mitten im lebendigen Wirken war, es für die fruchtbarere Aufgebe erachtet, sich den „Försterschen Ideen“⁴⁵: „Antisemitismus und Kolonisationsbestrebungen“ zu widmen, also den Bruder insofern doch sich selbst zu überlassen, indem sie, von ihm liebevoll mit seinen Intentionen vertraut gemacht, sich in den Dienst von „abenteuervollen Gedanken“ stellte, wohlverstanden von solchen, die der Bruder nach ihrem eigenen Geständnis „schrecklich fand“.

Die „Försterschen Ideen“

Es geht also schon aus der Biographie ziemlich zwingend hervor, daß Frau Förster kaum in der Lage ist, eine einwandfreie und abschließende Darstellung einer Episode zu geben, die sie zwar miterlebt, aber nicht als enthusiastische Parteigängerin ihres Bruders, so daß dann ihr Zeugnis bei aller Befangenheit wenigstens den Vorzug des intensiven Erlebnisses aufzuweisen hätte; da sich ihre Gedanken und ihr Herz, auf die Lebensanschauung hin gewertet, damals geradezu im gegnerischen Lager befanden, kann sie sich nicht anders als mit oberflächlicher Zerstreuung für die Arbeiten und Pläne ihres Bruders interessiert haben, und zwar schließt diese günstigste Annahme die andere nicht aus, die Empfindungsunterschiede zwischen den Geschwistern seien bei der sehr energischen und zur Initiative drängenden Veranlagung der Schwester dazu angetan gewesen, das sowieso schon verwickelte Innenleben des Bruders durch sehr fühlbare Widerstände und Hemmungen zu komplizieren. In der Tat verschweigt denn auch die Biographie die Zerwürfnisse mit dem Bruder keineswegs. Über die Entzweiung aus Anlaß von Fräulein Salomé wird zwar (S. 407) rasch hinweggeeilt; die Wiederversöhnung findet im Mai 1883 in Rom statt und, nachdem man sich wieder getrennt, spricht Nietzsche sogar davon, in Sils-Maria seine Aufgabe wieder in die Hand zu nehmen, seine spätere Zukunft aber der Schwester und den Göttern zu überlassen“ (S. 432, 453). Dabei wird die Schwester als Vermittlerin zwischen Nietzsche und seinem Verleger Schmeizner in Anspruch genommen. Da bricht aber schon im darauffolgenden Winter das neue Zerwürfnis um die Verlobung mit Dr. Förster aus, „ohne Ahnung ihrerseits“, wie die Schwester behauptet, freilich mit dem Geständnis, daß darüber im Herbst 1883 der Verkehr mit dem Bruder „nicht angenehm“ geworden sei, doch habe dieser die Meinungsverschiedenheiten „viel schwerer genom-

men als es nötig war". (S. 469.) Das Zerwürfnis war jedoch nicht etwa vorübergehend, sondern spitzte sich immer mehr zu; eine „intrigante junge Dame ist im Spiel" (S. 411, 469, 478). Der Bräutigam wird „allmählich gereizt", „erbittert über den seiner Verlobung von den Angehörigen der Braut entgegengesetzten leidenschaftlichen Widerstand" (S. 479); die Schwester selbst „wurde ganz wild, so daß mein Bruder und ich für eine Zeit unsern Briefwechsel ganz abbrachen". In diesem kritischen Augenblick, wo niemand weiß, wer Koch und wer Kellner ist, rettet sich die Darstellung auf neutrales Gebiet, indem sie seitenlange Auszüge aus den Briefen des „leider zu früh verstorbenen Gelehrten" Dr. Paneth aus Wien an seine Gattin in sich aufnimmt. Damit wird aber — für die Zwecke der Verfasserin gewiß sehr glücklich, aber desto bedauerlicher für die billigen Ansprüche jedes Unbeteiligten — einfach ausgebogen! Denn hier sind Gesichtspunkte von grundsätzlicher Wichtigkeit im Spiel, vor allem das Rassenproblem.

Überbeck über Nießsches Rassengefühl

Die „polnischen
Ahnen"



Wie es mit Nießsches, von ihm schließlich so phantastisch und exzessiv geschätzter polnischer Herkunft wirklich steht, wird wenig exakt festgestellt, wenn offenbar nach den „familiendokumenten" wenigstens als Tatsache angesehen wird, daß Nießsches Urgroßvater Gotth. Engelb. Nießsche, „Sohn eines polnischen Schlachziz Nießki (Niecki)" gewesen, „der als Teilnehmer an einer polnischen Verschwörung um 1715 nach Deutschland flüchtete". Solange der Tatbestand in dieser Sache nicht sicherer gestellt ist, ist Nießsche in unserem nationalistisch besessenen Zeitalter giftigen Angriffen allzusehr ausgesetzt⁴⁶. Geistreich stellt übrigens ein Gegner Nießsches die Bedeutung des polnischen Ahnen in Nießsches Phantasie in Gegensatz zu der des Oheims Simon van Geldern in der Heines, nur daß die Sache lediglich antisemitisch und antipolonistisch mißbraucht wird. Weder die jüdische noch die polnische Rasse sind aber der Art, daß sie den Gedanken an einen aus einem jüdischen und polnischen Bestandteil im Stammbaum zu ziehenden Vorteil ausschließen. Warum soll nicht auch Nießsche ein polnischer Ahne im Stammbaum zugute gekommen sein? Welchen Anteil Phantasie oder Physiologie an der Destillierung oder Herstellung dieses Vorteils gehabt, vor allem handelt es sich darum,

die Dinge ohne alle Tendenz aufzufassen. — Ich selbst habe Niezsches wiederholte Reden über seine polnischen Ahnen, deren Gepräge er übrigens in dem breiten Bau seiner Physiognomie wirklich trug, oft genug mit sehr skeptischem Ohre angehört. Sind sie ernst zu nehmen gewesen, so habe ich jedenfalls nicht mehr dagegen, als ich es schon bei meinem Zweifel hatte. Es handelt sich auf jeden Fall um nichts anderes als um eine überaus interessante Tatsache, die nur zu konstatieren oder dahingestellt zu lassen ist. Dagegen zweifle ich an Niezsches Deutschtum nicht im mindesten, und meine das unter anderem auch damit zu beweisen, daß ich nichts weiter als sein aufrichtiger und schlichter Freund bin. Niezsche war in Wirklichkeit nichts anderes als ein Deutscher, ein Slave nur in seiner Phantasie. Niezsches Interesse für das Slaventum war eitel Sport und Spielerei.

Während eines seiner in Nizza verbrachten Winter, in den Tagen vom 26. Dezember 1883 bis zum 26. März 1884 hat Niezsche mit einem modernen Juden aus Wien, namens Dr. Paneth verkehrt. Es ist wahr, diese Begegnung ist eine der folgeloösesten derart, von der in seinem Leben zu erzählen ist. Drei Monate haben beide miteinander zu tun gehabt, dann sind sie „endlich geschieden“, um nie mehr miteinander in Berührung zu kommen. Über diesen Verkehr hat Paneth selbst gleichzeitig in Briefen an seine in Wien lebende Braut berichtet. Das Jahr 1884 war gerade diejenige Zeit, in welcher Niezsche mitten in seinen persönlichen Konflikten mit dem Antisemitismus steckte. Diese ihm an sich recht fernliegende, um nicht zu sagen widerwärtige Zeitbewegung war ihm gerade von zwei Seiten ganz besonders zudringlich und unbehaglich, sozusagen persönlich auf den Leib gerückt. Sein eigener Verleger hatte sich zum Antisemitismus bekehrt, und seine eigene, mit seinem Denken so sonderbar verwachsene Schwester war im Begriff, ein Haupt des in der Hauptstadt des Deutschen Reichs aufblühenden Antisemitismus zu seinem Schwager zu machen. Nun verwünscht Niezsche Anfang März 1884 auf einer Postkarte aus Nizza den Schaden, den er schon vom Antisemitismus erlitten hat, zuletzt als Beispiel seinen Verleger Schmeißner erwähnend, worauf es gleich heißt: (— —) Die Quelle dieser Kunde kann wohl niemand anders sein als Paneth. Und wiederum in einem Briefe von Nizza, 7. April 1884, will Niezsche allerhand „sehr Genaues“ über den Dichter Eipiner erfahren haben, von einem Wiener Naturforscher. Auch

Der
Antisemitismus

dieser Naturforscher kann hier nur Paneth sein. Nachträglich finde ich auch noch eine ausdrückliche Nennung im Briefe vom 22. Dezember 1884.

Nach dem, was er selbst über sich zu erkennen gibt, ist Paneth ein sehr merkwürdiger Jude, einer von der Art Spinozas, nämlich diesem Weltweisen verwandt vor allem durch den unter seinen Stammesgenossen ganz seltenen Grad von Emanzipation von aller Tradition seines Stammes, religiöser sowohl wie nationaler. Auch Paneth ist der Synagoge gänzlich entfremdet, aber auch dem Zionismus der Gegenwart, an dem er noch bestimmteren und unmittelbareren Anlaß hat, sich seinem Stamm national ganz entfremdet zu zeigen, als Spinoza. Paneth läßt eine andere „Schule“ an sich in der That nicht wahrnehmen, als die wissenschaftliche, durch die er gegangen, nämlich das physiologische Laboratorium des Prof. Brücke in Wien. Das ist nun aber ein Jude gewesen, an dem Nietzsche gewiß nicht gleichgültig vorübergegangen ist. Auch aus Paneths Briefen ist zu ersehen, wie wenig persönlich desinteressiert von Nietzsches Seite die Konversationen in Nizza mit ihm gewesen sind. Hat dieser sich doch selbst mit Erkundigungen an Paneth gewandt, sofern er ihm als Helfer in seiner Not dienen könne — und zwar nicht nur zu seiner Orientierung über sein persönliches Ansehen im Wiener Judentum, sondern als Naturforscher und Physiolog, aus welchen Disziplinen Nietzsche, gerade auch in den Jahren seiner damaligen Entwicklung zum Zarathustra, seiner Zeitgenossen Rat zu erholen oft gedacht hat.

Das historische
Interesse am
Judentum

Auch rein nur als Historiker hatte Nietzsche Grund, sich einen Juden von Paneths Schlag näher anzusehen. Ohne dem Judentum ein besonders leidenschaftliches und sich vordrängendes Interesse zu widmen, haben wir beiden, Nietzsche und ich, doch eben als Historiker kaum anders gekonnt, als dem absonderlich zähen Verhältnis der Juden zu ihrer Volkstradition besondere Aufmerksamkeit zu widmen und der Merkwürdigkeit dieser Fähigkeit besondere Anerkennung zu zollen. Dieses unseres dem Judentum geltenden Gedankenaustausches insbesondere auch zur Zeit unseres Basler Kontuberniums eingedenk, mache ich keinen Hehl aus meinem Befremden darüber, daß Paneths in meinen Nietzschebriefen so spärlich gedacht ist. Es lag Nietzsche vielmehr nahe, mich mehr von ihm hören zu lassen.

In unserem Denken über den Antisemitismus sind Nietzsche

und ich, glaube ich, besonders enge Gesinnungsverwandte gewesen. Wie Fanatismus jeglicher Art, Nationalhaß so gut wie Religionshaß, uns besonders und gleich fern lag, wenn auch vielleicht aus sehr verschiedenen, in unserer eigenen Herkunft wurzelnden Gründen, so haben wir auch im Grunde für Antisemitismus kaum Verstandnis gehabt. Nicht daß wir mit dieser Verschlossenheit uns unter Europäern so absonderlich ausgezeichnet hätten. Denn es wird mit dem Radikalismus dieser Verschlossenheit bei uns kaum anders gestanden haben als bei den Zeitgenossen unserer Zone überhaupt. In dieser ist wohl jedermann, jeder Gebildete mindestens, in gewissem Maße den Juden abgeneigt, so sehr, daß es unter uns die Juden selbst sind. Das ist in unserer „Gesellschaft“ ungefähr allen angeboren, nur daß fast alle sich darin gefallen, mit dieser Abneigung in einer großen Mannigfaltigkeit von Nuancen hervorzutreten, nur wenige darin, sich damit zu verbergen, und nicht gar zu viele darin, die Abneigung laut zu predigen. Am deutlichsten mag sich denn auch Nietzsche und mein Mißfallen am Antisemitismus noch darin ausgedrückt haben, daß wir, ihm halb zum Troß, uns zwar gar manchmal darüber unterhalten haben, aber keineswegs mit Passion und ihn vielmehr im Grunde nie „wichtig genommen“ und für eine kaum sehr überlegenswerte Zeitmode angesehen haben. Womit denn auch zusammenhängen mochte, daß über Antisemitismus zwischen uns meist stillschweigendes Einverständnis herrschte. Daß sich damit noch immer eine ziemliche Dosis „Antisemitismus“, jedenfalls eine geringe Semitenliebe verträgt, zeigen Nietzsches Schriften noch immer auffallend deutlich, wenn man den Haufen von persönlichem Verdruß bedenkt, den Nietzsche namentlich vom Antisemitismus her hat über sich stürzen lassen müssen. Von wenigen Dingen hätte ich als Freund Nietzsches ihm gewünscht, daß er mit ihnen nie etwas zu tun bekäme, wie vom Antisemitismus; denn besseres habe ich mir dabei selbst nie gewünscht und bin auch damit verschont geblieben, selbst als in meinen alten Tagen ein Jude mir eine wenn auch nicht von mir idealisierte, so doch schlicht und aufrichtig geliebte Nichte zu sich nahm. Dem armen Nietzsche sollte das Geschick auch in diesem Stück schwer zusetzen. Auch die Zettelchen, die Nietzsche im Moment des Wahnsinnsausbruchs in die Welt zerstreut hat, sind durch ihren Inhalt mehrfach ein Anzeichen, wie sehr der Antisemitismus seine Gedanken mehr beschäftigt hat, als es den Anschein hatte. So unter anderem auch

Die gesellschaftliche Praxis

Antisemitisches
Antichristentum

der entsprechende Zettel, der aus jenen Tagen mir und meiner Frau zugekommen ist. Wie sinnreich war er für uns, konnte auch von Verständnis dabei keine Rede sein. — Nietzsche ist ein herzlicher Gegner des Antisemitismus, wie er ihn erlebt hat, gewesen; sah er doch „Verleumdungs- und Vernichtungswut“ für eine der „unehrlichsten Formen des Hasses“ an. (Wille zur Macht, S. 125.) Das hindert nicht, daß, wo er ehrlich spricht, seine Urteile über die Juden allen Antisemitismus an Schärfe weit hinter sich lassen. Sein Anti-Christentum ist vornehmlich antisemitisch begründet.

Der Konflikt
zwischen Grund-
sätzen und Ge-
fühlen



Für Nietzsches Ohnmacht, gefestigte Grundsätze von persönlichen Empfindungen nicht in Mitleidenschaft ziehen zu lassen, ist seine abermalige Versöhnung mit der Schwester, nachdem diese also das Haupt einer von ihm geradezu verabscheuten Kulturbewegung zum Lebensgefährten erwählt hatte, charakteristisch. Hätte er wirkliche Überlegenheit besessen, er wäre um denjenigen Ton nicht verlegen gewesen, dessen es bedurft hätte, um sich auf konziliante Weise in das Unvermeidliche zu schicken und doch seiner Überzeugung nichts zu vergeben; statt dessen entfaltet er eine pathetische Feierlichkeit, um sich aus der Sache zu ziehen, wie besonders aus seinen Briefen an Schwager, Mutter und Schwester hervorgeht. (S. 501—509.) Entweder war ihm wirklich „das Ganze so zuwider“, wie die Schwester wörtlich gesteht — dann ist es schwer begreiflich, wie es von der Zusammenkunft in Zürich, die Anfang September 1884 zwischen Bruder und Schwester anberaumt wurde, heißen darf: „Wir fühlten jedes Mißverständnis schwinden, sahen uns vom ersten Augenblick voller Fröhlichkeit und Vertrauen in die Augen und wunderten uns, daß wir uns gegenseitig so erzürnt hatten.“ (S. 500.) Oder — und so wird es wohl sein — Nietzsche war nicht in dem Grade ein Mann von Überzeugung, wie es ein wirklich Starker zu sein hat; die Macht, die ihn wirklich beherrschte, war die Stimmung; sie riß, sobald sie wirklich stark über ihn hereinflutete, den Damm des Charakters ein und wischte den grundsätzlichen Standpunkt einfach weg. Das mußte seine Freunde, die in ihm einst den Führer zur Männlichkeit zu verehren bereit gewesen waren, hart auf die Probe stellen. Overbeck hat denn auch aus seinem Befremden keinen Hehl gemacht: „Das hat Nietzsche selbst bei allem eminenten Verstand, den

er zur Kritik des abenteuerlichen Kolonisationsunternehmens des Ehepaars Förster aufgebieten, sich wohl nicht träumen lassen, daß in diesem Falle gerade auch seine Familienträumereien am Willen seiner Schwester scheitern würden. Ihr hat er vorgehalten, daß sie, ihn und Europa für Paraguay verlassend, vom gemeinschaftlichen Nietzsche'schen „Familientyp“ abfalle, „der seine Kunst im Versöhnen zwischen Kontrasten hat“. (S. 505.) Das half indessen hier gerade so wenig, wie es nur sonstwo geholfen hätte. Nicht einmal die Ironie des „Tropischen“ konnte helfen. Frau Förster wollte nun einmal lieber försterisch und tropisch sein, als Nietzsche'sch und mitteleuropäisch. Auf beides hat sie sich, und nun freilich wiederum mit tropischer Glut, bei Abfassung ihrer Biographie besonnen. Wobei denn wiederum der Bruder geopfert wurde. Die Schwester läßt sich über die Frage aus, wie es zu erklären sei, daß es vor ihrer und ihres Gatten Abreise nie zu einem zärtlichen Abschied zwischen ihnen und ihrem Bruder gekommen ist, obwohl sich beide Geschwister in Getue und Redensarten darüber überbieten, wie sehr ihnen daran liege, sich gerade in diesem Augenblick zu sehen. (S. 593 f.) Nicht anders als sich solcher Konflikt gerade in vorzüglich kleinbürgerlicher Familie abspielt! Was sich Nietzsche's Lebenskonflikt nennen läßt, überhaupt; aber auch einzelne seiner Momente, wie z. B. im Jahre 1885, in welchem Nietzsche seinerseits mit seiner eigenen Orientierung über seine Philosophie zum Abschluß gekommen, aber auch das große Ereignis in seiner Familie neben ihm, die Übersiedelung seiner Schwester als Gattin eines Antisemiten in die neue Welt, ebenso weit war. Sollte Nietzsche in diesem Moment für sich selbst oder seine Familie entscheiden? In welcher seltsam kleinlicher Form hat sich für ihn dieser Zweifel zur Entscheidung dargeboten, ob er in Sils-Maria bei seinem Philosophieren beharren sollte, oder nach Deutschland (Naumburg) eilen, um von Schwester und Schwager vor ihrer Abreise „Abschied zu nehmen“? Dieser Konflikt, von welchem sich fragen läßt, ob er für einen wirklich großen Menschen sich nur überhaupt hätte ernstlich erheben können, hat, wenigstens nach der Darstellung seiner Schwester, für Nietzsche geradezu in philiströsen Formen bestanden und scheint, wenigstens immer nach dieser Darstellung, von ihm auch in diesen Formen empfunden worden zu sein. Daß Krankheit und eine weltferne Reise schwer in die Geschicke einer Familie eingreifen, davon ist heutzutage doch nicht nur in einer

Der Abschied vom
Ehepaar Förster

Atriden- oder Heroenfamilie Erfahrung zu machen, das kommt ungefähr allenthalben, auch in den Kreisen der Allzuvielen nicht eben selten vor, und hier selbst in viel härteren Formen als sie bei Niehsche in Betracht kamen, dem Schwester und gar Schwager im Ernste recht gleichgültig, wo nicht antipathisch waren. Dem es gewiß nicht „so durch und durch gegangen ist“, Sommer 1885 nicht sofort von seinen Arbeiten in Sils-Maria zu seinem „Lama“ nach Naumburg eilen zu können und etwa einmal „acht Tage“ warten zu müssen, bis er sich von der Stelle bewegte. (S. 594, 595.)“ Alles in allem bleibt es bei der Feststellung, daß für Niehsches seelische Hygiene, deren seine zwiespältige Natur dringend bedurft hätte, die Vorfälle innerhalb seiner Familie nichts weniger als zuträglich waren. „Die Natur Deines Gatten, welche ganz und gar nicht die meine ist,“ schreibt er der Schwester (S. 596, vgl. 606) — dies gleichsam als Quittung für seine frühere Zuversicht, sie werde „nie einen Mann heiraten, der ihm nicht vollständig angenehm wäre“. (S. 40.) Jedenfalls besteht für uns die Pflicht zu Recht, durch die zwar sehr breite, aber deswegen nicht etwa gründliche, sondern nur desto zerflossener Darstellung der Biographie uns nicht zu einer Unterschätzung des Familienkonfliktes verleiten zu lassen. Vielmehr liegen hier Erfahrungen vor, die Niehsche, so befremdlich dies klingen mag, wahrscheinlich doch beinahe umgeworfen haben. Statt uns aber noch weiter damit zu beschäftigen, schreiten wir lieber zu weiteren Dokumenten vor, die geeignet sind, jene Zeit zu erhellen.

Überbeck gegen
Treitschkes Anti-
semitismus

Vor allem darf in diesem Zusammenhange der Brief nicht vor-
enthalten bleiben, mit dem Überbeck gegen seinen alten Freund
Heinrich von Treitschke die Zusendung von dessen Traktat „Ein
Wort über unser Judentum“ quittiert hatte. Seine Worte rücken
die Aktualität jener Bewegung hell ins Licht, an deren Spitze
also Niehsches Schwager Dr. Bernhard Förster sich gestellt hatte.

Basel, 19. Dezember 1880

Mein lieber Treitschke!

Zwar kann ich mir nicht denken, daß Du mein Schweigen auf
Dein „Wort über unser Judentum“ als Zeichen des Einver-
ständnisses aufgefaßt hast. Es war mir, als ich es gelesen hatte,
ein schmerzlicher Beweis dafür, wie vollständig wir uns im Laufe
der Jahre auseinandergedacht haben. Wenn ich nichts darauf
schrieb, so geschah es, weil ich besorgte, was ich sagte, würde Dich

entweder kränken oder gleichgültig lassen. Beides hätte außerhalb meiner Absicht gelegen. Doch behielt ich von meinem Schweigen ein Gefühl der Unfreundlichkeit, und dieses würde mir vollends drückend, wenn ich auch nach Deiner zweiten Sendung stumm bliebe. So spreche ich denn als Freund ein herzliches „dissentio“ aus. Nicht um mit Dir über die Judenfrage zu disputieren — könnte ich doch nicht mit gutem Gewissen bestreiten, daß es unter den Juden ruppige Gesellen gibt und ist mir Dein eigentlicher Standpunkt in der Sache gar nicht recht klar, da Du weder „Antisemit“ noch ihr Gegner bist. Zwar könnten wir uns am Ende gerade in diesem Zwischenreiche begegnen, wenn Du nämlich mit mir bedauertest, daß bei uns in Deutschland die ganze Frage auf dem Tapet ist und der Ansicht wärest, nur sie fehlte noch, um die innere Verworrenheit der Gedanken und der Stimmungen im gegenwärtigen Deutschland und das Unbehagen seiner Ideenarmut zu verraten, daher sich ein frei und menschlich denkender Mann am liebsten öffentlich aus dem ganzen Streit draußen hielte. Allein Du bist der Verfasser des „Worts über das Judentum“. Von diesem scheinst Du zwar sagen zu wollen, daß es bestimmt gewesen sei, beruhigendes Öl auf die Wogen eines häßlichen Streits zu gießen. Allein hier muß ich denn gestehen, daß ich gar nicht verstehe, wie Du mit solchem Worte solchen Zweck erreichen zu können meinst. Öl ist es freilich gewesen, nur fiel es nicht auf Wasser, sondern ins Feuer, und alle Raffinierung hatte ihm seine Brennbarkeit nicht genommen. Es tut mir daher für Dich sehr leid, daß Dich dieses Wort in allerhand Fatalitäten verwickelt, wie z. B. in diese Studentengeschichte, aber wundern tut es mich nicht. Wobei ich übrigens auch die von Dir erwähnten Freunde nicht begreife, welche Dich abgehalten haben eine Erklärung abzugeben gegen einen öffentlichen Mißbrauch Deines Namens, der auf einer höchst eigentümlichen und im eigentlichen Sinne intra parietes eingetretenen Verwicklung beruhend sich doch gewiß nicht als bloße „Zeitungsrederei“ betrachten ließ. Doch, wie ich es schon andeutete, bei dieser ganzen Judenfrage bin ich persönlich zu wenig beteiligt, um nicht in unseren gegenwärtigen deutschen Wirren auch darüber den Dissensus eines Freundes zu vertragen. Peinlicher noch und, um ganz offen zu reden, da ich es einmal tue, abstoßender ist mir ein anderer Ton, der aus Deinen letzten Veröffentlichungen immer unverzagter herausklingt, ich meine den „christlichen“. Hier nun zunächst kein Mißverständnis.

Die „Ideenarmut“ in Deutschland

Ich meine nicht ein persönliches Gefühl, welches ich bei jedem Mann im höchsten Grade achte, der es besitzt, und es mir also bei Dir als meinem Freunde, wenn es Dir gekommen ist, anzutasten nicht in den Sinn kommt. Ich meine den öffentlichen Gebrauch, den Du im politischen Streit von diesem Gefühl machst, und in welchem ich Dir immer mehr die alte, bei Dir mir immer besonders werthe Scheu verloren gehen sehe, Fragen der Religion in den Streit der Politik hereinzuziehen. Nur gegen diesen Verlust drücke ich meinen Widerwillen aus, weil ich allerdings für diesen Respekt nicht habe, und insbesondere auch der Meinung bin, ein Mann mit Deiner Vergangenheit setze sich bei Deiner heutigen Redeweise der Frage aus, welchen Beruf er habe, mit seinem Christentum so herauszutreten. Denn so leicht wird es doch damit immerhin nicht zu nehmen sein, daß man eines Tages so tun dürfte und wäre doch sonst, für das Publikum wenigstens, in allen Stücken der alte Adam, wobei sich das Christentum wie ein politisches Expediens neben anderen ausnimmt. Entschuldige meine Grobheit, es handelt sich hier um einen Punkt, bei welchem ich keinen Spaß verstehe und, wenn Du willst, unverträglich bin. Ich habe in meinem Leben Veranlassung gehabt, mir alle Vermischung radikaler kirchlicher Tendenzen mit politischen vom Leibe zu halten, und habe so getan, ganz gewiß nicht weil ich an konservativer Mengerei derart größeren Gefallen hätte. So empfinde ich, und so lerne ich aus der Geschichte, daß, wenn es einen Punkt gibt, an welchem man inne wird, daß das Christentum etwas in der Menschheit verrenkt hat, dieser in allen Verbindungen zu finden ist, die das Christentum mit der Politik eingegangen ist, wie ich denn auch gar nicht zweifle, daß hier der Punkt ist, an welchem es noch einmal allgemeiner Geringschätzung erliegen wird, wenn mit ihm dieser Bereich nicht noch sauber zu halten ist. Und die Anrufung des Christentums im gegenwärtigen Judenspektakel kann mich doch wohl nicht anders denken lassen, da es mir vollends nur wie eine der Maskeraden erscheint, für welche in modernen Zeiten das Christentum nicht für zu gut gegolten, da mit ihm in einem Streite solcher Natur zu kämpfen nur zu weiterer Verfehrung aller schlichten Geradheit führen kann. — Dixi und — hoffentlich *alvavis amicitiam nostram*. Man kann sich in solcher Sache nicht in einem Briefe deutlich machen, ich hoffe zu Deiner Freundschaft nicht nur, daß Du mir keine persönlichen Absichten unterlegst, wovon in der That nicht die Rede ist, sondern überhaupt

nichts zwischen diesen Zeilen zuviel liesest, was darin nicht steht. Sei gebeten, sie möglichst einfach zu nehmen. Ich könnte sie wohl verlängern, aber so gar viel steckt wirklich nicht dahinter. Da Du Dich aber einmal hast „mis dans cette galère“, so bleibt mir als Freund nur der herzliche Wunsch übrig, Du mögest dabei den inneren Frohsinn, so unbeschädigt es geht, behalten. Je eher Du mir ein Wort darüber schreibst und wie es überhaupt bei Dir geht, um so lieber ist es mir, wie Du Dir wohl denken wirst. Meine eheliche Mithaidin läßt Dich und die Deinen herzlichst grüßen. In allen Fährlichkeiten des Lebens, auch den inneren, in treuer Erinnerung der Deine

Fr. Overbeck.



och kehren wir wieder zu Nießsche zurück. Das Kraftfeld seiner geistigen Betätigung dehnt sich bereits damals über eine ungeheure Spannweite aus. Als Schriftsteller hat er sich die deutsche Sprache zu einem unfehlbar gefügigen und lenksamen Dienstzeug herangezogen, das dem leisesten Druck eines Fingers gehorcht. In der hundertfachen Übung des kurzen Sinnspruchs hatte er es zur äußersten sprachlichen Virtuosität bereits gebracht; jetzt stand ihm als weitere Aufgabe bevor, die Welt des deutschen Wortes mit dem höchsten Musikgehalt zu erfüllen, dessen sie fähig war. Nicht umsonst mußte ihm in Venedig Peter Gast Chopin vorspielen, nichts als Chopin. Gerade diesem Tondichter seinen Stimmungswellenschlag abzulauschen, in dessen Geheimnis er der vertrauteste Meister war, und mit solchem süßesten Schmelz der Klangfärbung fein (trotz aller Verwahrung) geliebtes Deutsch zu instrumentieren: — man sieht, Nießsche ist zielbewußt vorgegangen. Bereits in den siebziger Jahren taucht gelegentlich in ihm der Traum auf, ein Buch im Psalmenton zu schreiben; nun hatte er sich auch hierzu die nötige Fertigkeit angeschafft. Vom Pfeilspitz geschliffenen Epigramm bis zur pastosen, breit aufgetragenen Periode meisterte er nun alle Stile des schriftstellerischen Ausdrucks. Freilich nicht auf dem Gebiete der Verskunst, auf dem er nur ausnahmsweise Vollkommenes bot. Aber in der Handhabung der Prosa ist er eben um der Vielseitigkeit seiner Herrschaft über die Sprache willen doch nur mit Goethe — er selbst meinte mit Heine — zu vergleichen. In der Biegsamkeit und unerschöpflichen Vielgriffigkeit

Nießsche als
Klassiker deutscher
Prosa

Nietzsche als
Gesamtfeind des
Obskurantismus

seines Vortrags übertrifft er stellenweise selbst Goethe. Er ist für alle Zeit ein Klassiker der deutschen Prosa.

Dennoch hat er schwerlich nur deshalb gelebt, um einmal mit einigen Kabinettsstücken künftige Anthologien zu zieren. Weit mehr als die darstellerische Könnerschaft lag ihm sein philosophischer Stoff am Herzen. Der Umfang dieses Stoffes wird am erkennbarsten abgesteckt durch Verbindung aller polemischen Punkte bei Nietzsche. Er will der Philosoph sein, der, wenn selbst sogar mit mystischen Mitteln, doch unter allen Umständen den Obskurantismus bekämpft. Dessen ist er sich schon in Basel bewußt geworden, als er nicht davor zurückschreckte, sogar Führer der Aufklärung unter die Obskuranten zu rechnen (Vermischte Meinungen und Sprüche, Aph. 27): „Das Wesentliche an der schwarzen Kunst des Obskurantismus ist nicht, daß er die Köpfe verdunkeln will, sondern daß er das Bild der Welt anschwärzen, unsere Vorstellung vom Dasein verdunkeln will. Dazu dient ihm zwar häufig jenes Mittel, die Aufhellung der Geister zu hintertreiben: mitunter aber gebraucht er gerade das entgegengesetzte Mittel und sucht durch die höchste Verfeinerung des Intellekts einen Überdruß an dessen Früchten zu erzeugen. Spitzfindige Metaphysiker, welche die Skepsis vorbereiten und durch ihren übermäßigen Scharfsinn zum Mißtrauen gegen den Scharfsinn auffordern, sind gute Werkzeuge eines feineren Obskurantismus. — Ist es möglich, daß selbst Kant in dieser Absicht verwendet werden kann? ja daß er, nach seiner eigenen berühmten Erklärung, etwas derartiges, wenigstens zeitweilig, gewollt hat: dem Glauben Bahn machen, dadurch, daß er dem Wissen seine Schranken wies? — was ihm nun freilich nicht gelungen ist, ihm so wenig wie seinen Nachfolgern auf den Wolfs- und Fuchsgängen dieses höchst verfeinerten und gefährlichen Obskurantismus, ja des gefährlichsten: denn die schwarze Kunst erscheint hier in einer Lichthülle.“

Die geplante
Wiederaufnahme
des Dozenten-
berufs

Die unerbittliche Aufklärungstendenz, die ihn als sein Grundtrieb beseelte, ließ auch in der Zarathustrazeit Anwandlungen, sich pädagogisch zu betätigen, in ihm rege werden. Der Tautenburger Sommer hatte ihn die Wonne erzieherischer Betätigung frisch empfinden lassen. Im September darauf dann gänzlich unerbeten in einem Briefe Jakob Burckhardts der Satz: „Was mir aber immer von neuem zu schaffen gibt, ist die Frage: was es wohl absetzen würde, wenn Sie Geschichte dozierten?“

Dieses Zutrauen von seiten des unerreichten Meisters akademischer Lehrkunst ließ Niezsche keine Ruhe; in den häufigen Zeiten des Mißbehagens und völliger Ratlosigkeit erinnerte er sich seiner wie eines rettenden Fingerzeiges. Sollte er wirklich wieder Professor werden. Dazu gesellte sich dann die bürgerliche Auffassung seiner Umgebung, wonach dem geborenen Genie der Schutz amtlicher Würden und gesellschaftlicher Titel nur zuträglich sein kann. Auf die energische Zuredde seiner Schwester, von der er sich während des römischen Aufenthaltes im Frühsommer 1883 überhaupt zu weitgehenden Entschlüssen treiben ließ, machte er auch Ernst mit seiner Absicht, wieder Vorlesungen vor Studenten zu halten. Er wandte sich an einen ihm befreundeten deutschen Philosophieprofessor mit der Bitte um Rat, ob für ihn an eine Nostrifikation — dies der zünftige Ausdruck für die freiwillige, ohne erfolgte Berufung vorgenommene Übersiedelung eines Dozenten an eine andere Universität — mit einiger Aussicht zu denken sei. Die Antwort des betreffenden Kollegen hat sich in einer eigenhändigen Abschrift Overbecks unter dessen Nachlaß vorgefunden. Sie lautet, unter Weglassung aller Eigennamen, wörtlich: „(—) den 19. August 1883. Teuerster, verehrter Herr Kollege. Eine aufrichtige Freude war es für mich, aus Ihrem Briefe zu ersehen, daß Sie sich jetzt gesundheitlich wohl genug fühlen, um an eine Lehrtätigkeit bei uns denken zu können. Mein Leben hier in (—) würde nicht unbedeutend an Reiz gewinnen, wenn ich öfter das Vergnügen haben könnte, mit Ihnen zusammen zu sein und in Freiheit Gedanken auszutauschen und mit Ihnen zu lachen. — Die Zeit bis Anfang des Wintersemesters wäre auch hinreichend, um die nötigen Formalien zu erledigen. Sie brauchen Ihr Gesuch nur bei der philosophischen Fakultät, resp. dem Dekan derselben, augenblicklich Geheimrat (—), schriftlich einzureichen, um Beschleunigung zu bitten und das übrige abzuwarten. — Nun kommt freilich das große „Aber“ — meine Feder sträubt sich mächtig dagegen, es überhaupt niederzuschreiben. Sie fragen mich jedoch um Rat, und so kann ich als Freund von Ihnen nicht anders als offen gegen Sie sein. Ich fürchte nämlich, unsere Fakultät wird, wie ich sie kenne, ernste Bedenken tragen, Ihr Gesuch dem Ministerium gegenüber, welches dasselbe zu genehmigen hat, zu empfehlen. Anlaß zu diesen Bedenken werden (sic!) welche weitgehende, scharfe Äußerungen über die Gottesvorstellung und besonders über das Christentum in Ihren letzten Schriften, die

Ein „guter Rat“

gewiß vor dem eventuellen Bericht an das Ministerium durchgesehen werden, geben. Ob Sie an einer andern deutschen Universität mehr Aussicht haben würden, wage ich nicht zu entscheiden. — Sehr bedauern würde ich es nur, wenn Sie sich abhalten ließen, Ihre Ansichten über Griechen und griechische Kultur in etwas zusammenhängender Form zu Papier und an die Öffentlichkeit zu bringen, weil ich überzeugt bin, daß Sie eine Menge neuer Gesichtspunkte, anregender Gedanken und Kombinationen zutage fördern würden. Tun Sie doch darin was Sie können! Zürnen Sie mir vor allem nicht, weil ich offen bin, und kommen Sie trotzdem nächsten Winter nach (—)! Wir werden gewiß recht fröhlich sein zusammen. Herzlichst ergeben der Ihrige (— —).“ Dieser Bescheid hat Nietzsche gelegentliche Nebengelüste nach erneutem Umgang mit Zuhörern wohl endgültig zu Grabe getragen. Frau Förster meint (Biographie II, 461), Nietzsche habe diese Ablehnung durch die Junft als Kränkung empfunden; auch sei der Geheimrattitel ein schützender Panzer für das Genie! (S. 465.) Es war nur eine flüchtige Teilhoffnung gewesen im Vergleich mit seinem übermächtigen Gesamtwunsch, sich um jeden Preis Gehör zu erzwingen. Eine solche wohlgemeinte und verbindlich gehaltene Urkunde des akademischen noli me tangere hat gewiß abschließend die Erfahrung verschärft, aus der heraus dann Nietzsche im Zarathustra seine streitbarsten Kampfgesänge gegen die offiziellen Bildungsmatadoren gedichtet hat. So nahm er auch diese Staatsphilosophen samt und sonders in die Reihen seiner Obskuranten auf. Er verfügte in der Witterung des Geistigen über ein so verfeinertes Geruchsorgan, daß er einen letzten Nachhauch vom scholastischen Mönchsgestank aus jeder noch so verwissenschaftlichten und modernisierten Weltbetrachtung unvermeidlich herausroch, die etwas anderes war, als reine, irdische Sonnenluft. Sofern er nun nach wie vor menschenhungrig auf Fühlungnahme mit Gleichgesinnten aus war, verwirklichte sich das nur noch in der Pflege spärlicher Einzelbekanntschaften. Über die in diesen Zeitpunkt entfallende Begegnung mit Heinrich von Stein wird später zu handeln sein. Gedenken wir jetzt in Kürze noch einiger damaliger Beziehungen zu alten Freunden.

Staats-
philosophen auch
Obskuranten!

Jener mehrwöchentliche Aufenthalt in Zürich im Herbst 1884 hatte nicht nur einem Wiedersehen mit der Schwester, sondern auch einer feinsinnigen Förderung von Peter Gast's künstlerischem Streben gedient. Dieser berichtet hierüber an Overbeck:

Zürich, 5. November 1884

„Von Prof. Nietzsche haben Sie wahrscheinlich erfahren, daß ich hier bin, um Orchester spielen zu hören. Hegar und Freund haben sich meiner deshalb angenommen, und das mit soviel Gentilezza, daß es Nietschen wie mich in Erstaunen setzte. Ich gehe in die meisten Proben und in alle Konzerte; diesen Abend z. B. in die Hauptprobe zu ‚Erlkönigs Töchtern‘ von Gade und zum ‚Christophorus‘ von Rheinberger. — Nietzsche fühlte deutlich, daß es nicht gut sei, wenn ich daheim überwinterte, — und so wußte er es auf die feinste Art herbeizuführen, daß ich hierher kam. Der erste Anlaß war die Einübung meiner neuen Ouvertüre vom hiesigen Orchester u. s. f. Ich lerne viel, — mehr als ich anfangs dachte. — Nietzsche, der vor acht Tagen nach Mentone abgereist ist, hat mir noch nicht geschrieben; vielleicht haben Sie bereits Nachricht von ihm. Er hat mir die ‚Nacht, o holde —‘ da gelassen, die ich Ihnen erst später und nicht heute schicken will, damit es nicht aussieht, als wolle ich Ihnen Ihr Eigentum zum Geburtstag schenken. — Zu Mittag speise ich mit — drei Studentinnen! Zwei Medizinerinnen und eine Philosophin! Frä. W., Frä. B. und Miß C.; diese letztere will in zehn Wochen den Doktor machen, zu welchem Zweck sie eine Schrift über Emerson verfaßt hat. Alles ganz vorzügliche Charaktere, mir auch von Nietzsche bekannt gemacht!“

Nietzsche und
Gast in Zürich

Zürich, 3. Dezember 1884

„Auf Ihren gütigen und mit dem ergebensten Dank erhaltenen Brief einstweilen nur die Nachricht, daß nächsten Sonntag — ich glaube nachmittags — in einem Konzert der ‚Harmonie‘ (in der Tonhalle) die Ouvertüre zum Löwen von Venedig gemacht wird; ich werde sogar selber den Bass dazu schwingen. Aber ich kann nicht wünschen, daß Sie, verehrter Herr Professor, sich einen so teuren, mit Kosten und Strapazen verbundenen ‚Genuß‘, wie das Anhören dieses Stücks, verschaffen wollen, — so überaus ehrend auch Ihr Interesse dazu für mich ist.“

Die Aufführung
von Gades
Ouvertüre

Zürich, 5. Dezember 1884

„Konzertbeginn Sonntag 4 Uhr; erste Nummer die Ouvertüre. Vielleicht schicke ich diesen Nachmittag das Programm; ich muß jetzt in die Probe. — Aber . . . nun ich fühle die Verantwortlichkeit, wegen 5 Minuten Lärm Sie aus aller Ordnung reißen, und komme beinahe in die Lage, den moralischen Warner zu machen!“

„Haben Sie die Geschichte gehört, die in der Pension Neptun mit Ihrer Handschrift von ‚Nacht, o holde —‘ passierte?“⁴⁷ Dort war eine Dame mit ihrer Tochter einquartiert, welche letztere öfter im Lesezimmer zum Pianoforte sang. Niehsche gab ihr jenes Stück zum Singen; sie sagte, sie wolle es einstudieren, nahm es mit aufs Zimmer und behielt es. Einige Tage danach verschwand sie — entführt von einem vielsemestrigen Medizinstudenten. Mit ihr war auch jenes Manuskript verschwunden. Das Paar mochte in der Nähe Zürichs wohnen, denn der Student hatte die Frechheit, öfter in die Pension nach Briefen fragen zu kommen. (Die Mutter war in Rücksicht auf den Ruf der Pension inzwischen ausgezogen.) Über das Abhandenkommen des Manuskripts hatte Niehsche die Inhaberin der Pension unterrichtet; als eines Tages wirklich ein Brief für jene schöne Tochter kam und vom Studenten abgeholt werden wollte, belegte ihn die resolute Wirtin mit Beschlag: sie lieferte ihn nur gegen Rückgabe jenes Manuskripts aus. Erst nach mehreren Tagen brachte dann der Bösewicht die Noten wieder. Niehsche meinte sogar, meine Musik mit dem teilweise verführerischen Text sei nicht ohne ‚Schuld‘ an der ganzen Entführung.“

Die Wieder-
aufnahme der
Beziehungen mit
Gersdorff

Von den früheren Freunden war Freiherr von Gersdorff dem Niehscheschen Kreise wieder näher getreten. Bereits im November 1880 begegnete ihm Peter Gast zufällig unter den Prokurationen. Der Baron dilettierte damals in Malerei und stand im Begriff, zu Böcklin nach Florenz zu gehen; auch war er durch die Lektüre von Gléizes Thalysia oder das Heil der Menschheit zum Vegetarianer geworden.

Overbeck blieb mit ihm immer in einiger Verbindung, da Gersdorff bei ihm eines warmen Anteils an seinen bewegten Schicksalen sicher war. Als Majoratsherr von Ostrichen bei Seidenberg im Regierungsbezirk Liegnitz schreibt er Overbeck am 18. April 1885: „Von unsern Freunden weiß ich nicht viel. Nur Niehsche hat mir geschrieben, daß er nach Venedig gehe, um einige Monate dort zu bleiben und mit Köselitz zusammenzutreffen. Ich bedaure, daß dieser hochbegabte Musiker bisher noch keinen Zugang zu den Ohren des Publikums gefunden hat. Und doch glaube ich fest, daß keiner lebt, der etwas Besseres machen kann und gemacht hat. Die neueren Musiker, welche unsere Theater mit Opern versorgen, können alle recht wenig. Es fehlt unsern Künstlern zu sehr an Bil-

dung und ruhiger Sammlung. Sie lassen nichts reif werden, und die wenigsten haben überhaupt Fruchtaugen, um obstgärtnerisch zu reden. — Dr. Rée war bisher in Berlin, um eine Abhandlung über das Gewissen zu publizieren. Er protegierte ein begabtes Mädchen, Franko-Russin, welche kürzlich ein Buch „Im Kampf um Gott“ hat erscheinen lassen, das ich nicht gelesen habe. Sie soll ein ganz unheimlich gescheutes Menschenkind sein. Romundt hat in Berlin eine Sphäre seiner Tätigkeit gefunden, aber ich verstehe eigentlich nicht wie und wo. Rée sieht ihn oft und begegnet ihm als Teilnehmer eines „Philosophikum“, in welchem Heinrich von Stein, die Russin, ein Herr Haller eine neue Philosophie besprechen. — Mir bleibt keine Muße zum Philosophieren; das Leben ertragen, tapfer aushalten, was auch kommen mag, in der eigenen Sphäre wirken und schaffen, das ist die meinige; sie ist nüchtern und praktisch geworden, aber mir klebt der Boden an den Füßen, seit ich aufgehört habe, in der Fremde das Glück zu suchen, und ich bin es so auch zufrieden. Im vorigen Jahre hat mich der Kaiser zum Kammerherrn gemacht, wodurch mir Berührungen mit der Hofwelt geboten werden, die nicht uninteressant sind, seit in Berlin die große Politik gemacht wird. Das Andenken meines Vaters hat mir den Weg dahin geebnet, den ich ohne starkes Verlangen betreten habe. Aber es ist gut eine Stellung zu haben, die Menschen wollen es so haben, sonst gilt man nichts; hat man sie, so wird gefrohen, und das ist spaßhaft anzusehen. Ich lese viel in Treitschkes Geschichte und fühle mich gefesselt, der erste deutsche Historiker, der mich nicht langweilt. Ich schicke Ihnen anbei einen Brief Steins an meinen Großvater, vielleicht interessiert es Sie.“

Mit Rohde stand Overbeck in ununterbrochenem Verkehr, sei es durch Briefwechsel, sei es durch gelegentliche Begegnung; er war auch Pate von Rohdes Söhnchen (1881). An Nietzsche vermochte Rohde immer nur wie an einen „Halbverstorbenen“ zu denken; die „Morgenröte“ sah ihn „traurig und eher abendröthlich an“. Dabei war er von Anteil und Sorge um ihn stets erfüllt und in Atem gehalten. Sobald Overbeck von Nietzsches Bleiben oder Kommen etwas Bestimmteres erfuhr, sollte er es Rohde wissen lassen, damit dieser sich von dessen Leben und Möglichkeit zu existieren doch einigermaßen eine Vorstellung machen könne. Doch führten die wenigen Versuche, mit Nietzsche selbst Fühlung zu nehmen, immer gleich zu schweren Mißverständnissen, die dann zu entwirren Overbeck oblag. Wie sehr er zwischen beiden be-

Rohdes Freu-
an Nietzsches
Künstlerschaft

schwichtigend und vermittelnd stand, geht aus seinen an Rohde gerichteten Briefen hervor. Man darf nämlich nicht durch Rohdes momentane und partielle Bewunderung des Zarathustra sich zu der Meinung verleiten lassen, Rohde habe seine dauernde Sympathie nun wieder in die Nähe von Niezsches Schaffen gerückt. Sein warmes und würdiges Urteil über die beiden ersten Teile klingt doch eher nur wie ein Seufzer der Erleichterung, daß ihm eine Anerkennung einer Arbeit Niezsches überhaupt möglich ist. Er schrieb an Overbeck am 9. Dezember 1883: „Niezsches Buch habe ich größtenteils mit wahrer Bewunderung gelesen. Ich finde auch die Form nicht nur geschickt und geistreich gehandhabt . . ., sondern überhaupt sehr angebracht: so kann er doch seine Gedanken und Wallungen noch aus sich heraussetzen, sie nehmen mehr den Charakter eines Kunstwerks an, den Ausdruck einer Stimmung, die man nicht eigentlich und notwendig hat, sondern nur durch Vermittlung der Phantasie annimmt, wie eben der Dichter die Stimmung und Art seiner Charaktere als deren Stimmung, nicht als seine — wiewohl von seinem eigenen Herzblut darin ist. Und das betrachte ich für ihn als ein Glück, als einen Fortschritt. Denn ich habe längst das Gefühl, als ob Niezsche wesentlich litte . . . an einer Fülle von Poesie, die nicht in eigentliche Dichtung sich niederschlagen will und ihm nun im Innern Fieber und Not macht.“ Diese Stelle bringt Crusius (S. 116) und erinnert an das weit wärmere Lob Rohdes gegen Niezsche selbst zwei Wochen später (Briefe II, S. 570). Hat nun Rohde wirklich „immer den Künstler und Dichter in Niezsche gesehen“ (Crusius, S. 117), so doch wohl nur insofern, als diese Schätzung der künstlerischen Kräfte im Freunde der unverhohlenen Mißachtung von Niezsches Anstrengungen als Denker zur Folie diente. Auch der herzliche Glückwunsch zum Zarathustra hat die Freunde einander nicht näher gebracht. Dem standen schon allein Rohdes nicht völlig erschütterte Parteigängerschaft für Bayreuth und seine wachsende Sympathie für das „Reich“ und Bismarck im Wege. Doch wird darüber später im Zusammenhange zu behandeln sein.

Zürich, 27. August 1879



Vorgestern hatte ich Baumgartners, gestern Treitschkes Besuch und kam nicht zum Schreiben. Von St. Moritz bin ich seit dem 23. zurück. Ich habe Nietzsche in einem wahrhaft trostlosen Zustande verlassen müssen, ohne ihm helfen zu können. Was ihn, abgesehen von den Leiden seines gegenwärtigen Zustandes, augenblicklich besonders bedrückt, ist die Aussichtslosigkeit, seine ihm jetzt vor allem perniziöse Einsamkeit im nächsten Winter unter klimatisch für ihn erträglichen Bedingungen aufzuheben. Er hat nur zwischen Köselitz mit Venedig und Naumburg mit seiner Mutter die Wahl. Die Örtlichkeiten taugen beide für ihn nichts, ebenso gut könnte er nach Basel zurück, dessen klimatische Untauglichkeit schon wirklich erprobt ist. Ohne den geringsten Verkehr, von jeder andern Zerstreuung oder Beschäftigung abgeschnitten als Spazierengehen, nie gesund und alle Wochen ein paarmal von den schmerzhaftesten Krisen überfallen, die ihn ans Bett fesseln, so lebt jetzt unser Freund dahin, und bei dem allem überzeugt, daß er in der Luft des Engadin das erträglichste Leben führt, das ihm noch möglich ist. Ich kann nur herzlich bedauern, daß Sie nicht auf dem Wege nach Italien bei ihm vorgesprochen haben. Ihren Besuch hätte er wohl nachträglich, wie vermutlich auch den meinen, mit einem bösen Tage büßen müssen, er hätte ihm aber doch große Freude gemacht und wäre ihm wohlthätig gewesen. Im voraus scheut er den Gedanken daran und läßt Sie bitten, ihn zu unterlassen, nachdem er sich die Sache einen Tag lang nach meiner Ankündigung überlegt hat. An Ihren Plan, ihn irgendwo in der Westschweiz oder überhaupt in diesem Augenblick anderswo als in St. Moritz zu sehen, ist gar nicht zu denken. Er kann den Ort ohne sehr beschwerliche Postreisen gar nicht verlassen, und diese verbieten sich für ihn ohne unbedingte Not bei seinem gegenwärtigen Zustande vollkommen. Es wird übel genug gehen, wenn er einmal nach Norden oder Süden fort muß, und das, denke ich, wird in den nächsten Wochen der Fall sein. Ich glaube nicht, daß er es noch lange in St. Moritz aushält, dann aber begibt er sich ohne jeden Umweg in sein Winterquartier, ich vermute fast Naumburg, was mir gegenwärtig von allem doch als das Vernünftigste erscheint; aber wenn sich Nietzsche dafür entscheidet, kann es uns nur ein Symptom der Verzweiflung sein, mit wel-

Unterlassung von
Rhodes Besuch

cher er selbst seinen Zustand nun ansieht. Und ich selbst habe gar keine Hoffnung. Denken Sie ja daran, was freilich Ihnen kaum noch möglich sein wird, Nietzsche noch in St. Moritz aufzusuchen, so bin ich persönlich immer noch dafür. Sie müßten sich dann freilich erst bei mir erkundigen, ob Nietzsche noch dort ist (Pension Helvetia). Seit meiner Rückkehr habe ich keine Nachricht, doch verschaffe ich mir wohl bald welche. Bis Mitte September zu bleiben, war bei meiner Abreise seine Absicht. Oder fragen Sie bei seiner Schwester an (bei Herrn Martin, St. Augustin, Lac de Neuchâtel).

Hoffentlich entfliehen Sie noch beizeiten dem Glutofen, in welchen Sie sich hineingewagt, bevor Sie ernstern Schaden genommen haben. Nach schlimmen Erfahrungen vor zwei Jahren riskiert sich Treitschke diesmal erst Mitte September nach Rom. — Von Nietzsche bin ich natürlich auch mit den herzlichsten Grüßen an Sie beauftragt.

Basel, 12. April 1881

. . . Von Nietzsche hatte ich wieder eine Karte, dessen Brief an Sie gerade am Tage vor der Meldung, daß Sie hier seien, abgegangen war. Es freut mich herzlich, daß Sie wieder einmal miteinander reden. —

Basel, 7. Februar 1882

Nicht des langen
Schweigens gegen
Nietzsche

. . . Ihren Brief habe ich sofort besorgt. Es war mir sehr lieb, daß er kam. Zwei Tage vorher hatte Nietzsche geklagt über die allmähliche Eichtung seines Freundeskreises und auch Ihres langen Schweigens betrübt gedacht. Zweifeln Sie doch ja nicht an seiner Anhänglichkeit an alte Bande. Er ist, meine ich, zur Zeit dafür empfänglicher als je, und dankbar dafür, wenn nicht auch von alten Freunden die Trübung seines Schicksals erschwert wird. Überhaupt aber scheint es mir, als ob Sie dies Schicksal doch in gewissem Sinne zu düster ansehen. Vergessen Sie doch nicht, daß, wenn auch um noch so theuern Preis, Nietzsche sich ein kostbares Ding rettet, das für ihn nun einmal wohlfeiler nicht zu behaupten wäre, seine Freiheit. Ist denn, wenn wir das Leben um uns betrachten, die Vorstellung so unerträglich, daß man abseits steht? Und nur mit der andern eines halben Todes zu verbinden? Eben davon ist doch bei Nietzsche nicht die Rede, so schlimm sich alles auch durch Krankheit verwickelt. Aber auch

in dieser Hinsicht ist es in jüngster Zeit besser geworden. Das ist wenigstens der Eindruck der Äußerungen Niebischens, den ich schon seit ein paar Monaten habe. Der, wie es scheint, in Italien — Niebische ist immer in Genua, Post restante — wundervolle Winter tut ihm seiner eigenen Aussage nach gut. Er hat auch in letzter Zeit wieder in seiner Weise stark gearbeitet und wird in diesen Tagen nur durch einen Besuch Rées, auf den er sich schon lange freute, unterbrochen. Die Pension läuft am 1. Juli 1885 ab, die erste Hälfte also im nächsten Sommer. Was Sie mir von (—) schreiben, kann unter Umständen von hohem Werte sein und wir wollen auf jeden Fall daran festhalten, sonst aber behandeln Sie die Sache doch zurzeit ja recht vorsichtig. Nicht daß ich (—) in seinem Wichtigkeitsgefühl nicht die größten Freuden gönnte, aber ich halte ihn nicht für den Taktvollsten, und es würde, wie mir die Dinge und Menschen hier bekannt sind, durchaus nicht günstig wirken, wenn schon jetzt auf den weiteren Verlauf der Sache Bedacht genommen und gezeigt würde. Kurz ich meine, sie kann augenblicklich noch mit Vorteil ruhen. Niebische bereitet sich übrigens selbst in anderer Weise und nicht ohne allen Erfolg auf alle Eventualitäten vor. — Gersdorffs Verlobung hat zu meiner großen Freude auch sein über der anderen dummen Geschichte in die Brüche gegangenes Verhältnis zu Niebische, wie es scheint, sehr schön wiederhergestellt. Die Braut ist eine sehr reiche Leipzigerin, Waise und Schwester der Freifrau von Tauchnitz (British Authors) — also auch sehr solid. —

Basel, 12. März 1882

Meine Absicht ist, Sie innerhalb der Karwoche zu besuchen, und ich habe, ausgenommen den Fall der Unverträglichkeiten mit Ihren Plänen, nur den Vorbehalt zu machen, daß Niebische hierher kommt. Erst vorgestern habe ich ihm geschrieben, um hierüber bald zur Gewißheit zu gelangen. Sobald er geantwortet hat, lasse ich Sie Endgültiges wissen, kann aber heute doch so viel schon sagen, daß Niebisches Hierherkunft schon in den Osterferien sehr unwahrscheinlich und nur eben nicht ganz unmöglich ist.

Basel, 20. April 1882

... Heute, wie gesagt, gingen die Vorlesungen wieder an, und zufällig häuften sich auch Briefe so, daß der vorliegende der vierte

ist, und doch erst der vorlegte. Einen schrieb ich nach Messina, wohin noch keiner von mir gelangt. Dahin hat sich Nietzsche hingezogen. Er wollte einen Sommer am Meere versuchen und scheint in der Ratlosigkeit bei der Wahl sich ganz plötzlich in Genua auf ein Schiff begeben zu haben, das ihn als einzigen Passagier mitnahm. Zunächst ist er vom Orte sehr entzückt, doch schrieb ich ihm heute meine Zweifel an der Zweckmäßigkeit gerade dieser Wahl für den Sommer. Wenn er nur nicht wieder, weil es ihm im Frühjahr wieder recht schlecht gegangen ist, einen coup de tête gemacht hat. Daß Gersdorff am 19. März geheiratet hat, schrieb ich Ihnen wohl schon. Vergangene Woche erhielt ich einen Brief von Lugano. Die Hochzeitsreise soll bis Venedig gehen. . .

Basel, 18. Juli 1882

Am 8. Mai überraschte mich ein Telegramm aus Luzern, Nietzsche würde in wenigen Stunden bei mir sein. Ich hatte noch Tags vorher an ihn gedacht und mir ihn in Messina vorgestellt. Er kam denn auch wirklich an, blieb fünf Tage, reiste auf kurze Zeit nach Luzern zurück, erschien wieder auf einen Tag hier und begab sich dann nach Raumburg. Ich wollte Ihnen damals gleich schreiben, zumal Sie sich ja kurz vorher nach Nietzsches Adresse erkundigt hatten. Allein diese fünf Tage mit Nietzsche, die mich mitten im Semester durchaus unvorbereitet trafen und die ich mit Ausnahme der Vorlesungsstunden beständig im Gespräch mit ihm zubrachte, erschütterten das Gleichgewicht des regelmäßigen Lebens so vollständig, daß ich nach seiner Abreise nur zu tun hatte, um wieder in Ordnung zu kommen, und Sie wissen ja selbst wie es geht, wenn man einmal wieder in der Tretmühle des Semesters feststeht und gar aus diesem oder jenem Grund einmal darin gehegt wird. So unterblieb denn ein Brief an Sie bis heute, wo ich vor allem fragen will, wie Sie es mit Bayreuth zu tun gedenken, und ob Aussicht ist, uns dort zu sehen. Ich fürchte, die Aussicht ist gering, selbst wenn Sie hingehen. Ich kann mit meiner Frau erst am 30. dort sein. Samstag über 8 Tage reisen wir von hier ab, übernachten in Nürnberg, da in einem Tage nach Bayreuth nicht hinzukommen ist, und sind dort erst Tags darauf, und auch nur auf 24 Stunden. Dann geht es nach Dresden, wo wir den größten Teil der Ferien diesmal verbringen werden. Bei Nietzsche ist der Moment, der früher oder später zu er-

warten war, wenn seine Gesundheit noch etwas zu hoffen ließ, eingetreten, der des unabweislichen Bedürfnisses, seine in den letzten Jahren geführte Lebensweise zu ändern, wieder unter Menschen zu gehen und sich sozusagen wieder Stoff zuzuführen. Er gedenkt nächsten Winter an einer größeren Universität zuzubringen, um Vorlesungen zu hören, da ja an Lesen, wenigstens an anhaltendes Lesen nicht zu denken ist und wohl immer weniger zu denken sein wird. Ich verzweifelte auch, so wie ich ihn wieder gefunden habe, nicht an der Möglichkeit des Versuchs des neuen Lebens. Seit vielen Jahren habe ich zum ersten Male Nietzsche mehrere Tage hintereinander gesehen, ohne daß irgend eine Krise seines Befindens allen Verkehr unterbrochen hätte. Seine Farbe war die beste von der Welt, und an eine ernste Erschütterung seines Organismus scheint mir nicht zu denken, da er wieder beträchtlich zugenommen hatte. Wir waren die fünf Tage stets bis gegen Mitternacht zusammen. Nietzsche war lebhafter als je, konnte selbst sehr viel Musik hören, kurz wir faßten die schönsten Hoffnungen. Bei seiner zweiten Anwesenheit, der wieder eine Krise vorausgegangen war, war allerdings das Bild merklich anders, doch an schon vollkommene Wiederherstellung hatte ich auch bei der ersten nicht gedacht, und seitdem sind die Nachrichten stets gut gewesen. Augenblicklich fehlen sie mir übrigens seit einigen Wochen, so daß ich nicht einmal recht weiß, wo Nietzsche zur Zeit ist, wahrscheinlich irgendwo in Thüringen, vielleicht in Tautenburg bei Dornburg. Ein Brief wäre jedenfalls nach Naumburg zu adressieren. Binnen kurzem erscheint „Die fröhliche Wissenschaft“, um die Reihe der Publikationen der letzten Jahre zu schließen. So war wenigstens im Frühjahr die entschiedene Absicht. In Messina ist Nietzsche nur ein paar Wochen gewesen. Schiroffo hatte er nicht bedacht. Auf der Flucht davor erschien er hier. — .

Basel, 27. Dezember 1882

. . . Von Nietzsche habe ich neustens recht traurige Nachrichten, eigentlich ganz verzweifelte. In Leipzig habe ich ihn von Dresden aus am 17. Sept. schon unter schlimmen Umständen besucht, nach Santa Margherita Ligure, wo er jetzt ist, kann ich nicht zu ihm eilen. Etwa eine Woche bevor Ihr letzter Brief eintraf, gerade zu meinem Geburtstage, traf er hier ein, auf der Flucht wieder nach Italien. Er hat wohl im vergangenen Sommer und Herbst die

Gegenseitige
Besuche Ober-
beds und
Nietzsches

schlimmste Zeit seines Lebens durchgemacht (etwa die gegenwärtigen Tage ausgenommen). Die Folge ist jetzt eine Vereinsamung von einer Vollständigkeit, die selbst ihm neu und unerträglich ist, und Einsamkeit ist nach den Erfahrungen dieses Sommers für ihn das schlimmste Gift. Er blieb hier drei Tage, und ich sah keine Möglichkeit, ihm damals hier weiter zu helfen, zumal bei der herrschenden Witterung, wiewohl seine Gesundheit sich erstaunlich gebessert hat und zur Zeit daran der allergeringste Teil seiner Leiden hängt. Jedenfalls aber warnte ich ihn auf das dringendste, sich wieder in ein Einsiedlerleben zu begeben, und er konnte selbst von hier ein paar Empfehlungen für Genua mitnehmen. Nichtsdestoweniger hat er sich an oben genannten Ort bei Portofino begeben und hält es einfach nicht mehr aus. Ich habe ihn aufgefordert, wenn er sich nicht anders zu helfen weiß, schleunigst hierher zu kommen, so wenig der hiesige Ort für ihn zum bleibenden Aufenthalt geeignet ist, aus vielen Gründen. Aber es gibt augenblicklich vielleicht keine andere Möglichkeit. Was Nietzsche zur Zeit völlig niedergeworfen hat, (sehen Sie alle diese Mitteilungen als im strengsten Sinne vertrauliche und Ihnen allein als Freund Nietzsches gemachte an) ist nächst dem Auseinandergehen jener Geschichte mit der Russin — was, wie die Dinge lagen, an sich ein wahres Glück ist — nun auch der völlige Bruch mit seiner Familie, womit nun seine an dunklen Punkten überreiche Zukunft sich vollends verfinstert. Nehmen Sie dazu das ihm während seines Aufenthalts in Deutschland zumal empfindlich gewordene völlige Zubodengefallen sein seiner letzten Schriften und manche andere höchst kleinliche Erfahrungen, die ein Mann wie er in der zur Zeit bei uns herrschenden Luft machen muß und auch solche, die ein Mann in seiner Lage stets machen wird. Seine Verlassenheit von Glück und Menschen kann kaum größer gedacht werden. Ich meinerseits sehe wohl, was an diesem Schicksal nicht unverschuldet ist, was insbesondere an der Art, wie er neuerdings begonnen hat, das Leben nur als „Problem der Erkenntnis“ zu behandeln, extravagant, ja objektiv und für ihn subjektiv obendrein unmöglich ist, auch was das Publikum an seinen letzten Schriften aussetzen mag. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß am Schicksal dieser Schriften zum guten Teil auch eine fabelhafte Ungunst der Umstände schuld ist. Wann sind selbst starke Fehler da, wo starke Vorzüge sind, ein unüberwindliches Hindernis des Erfolgs gewesen? Doch wohl stets nur unter sehr wi-

Starke Fehler und
starke Vorzüge

drigen Umständen. Noch kürzlich lasen wir mit meiner Frau den Sanctus Januarius wieder. Ich wenigstens begreife den Ges-
schmack eines Publikums nicht, das für diese Laute einfach gar
kein Ohr hat, aber schlimm trat mir der Kontrast der Stimmung
dieser noch vor weniger als Jahresfrist geschriebenen Seiten
und derjenigen, in welcher Nießsche sich heute befindet, entgegen.
Solche Kontraste sind es, die aus seinem Leben heraus müssen,
wenn noch etwas daraus werden soll. Sie schrieben ihm im
November ohne jede Ahnung über die augenblicklichen Umstände
seiner Lage und schon unter ganz unrichtiger Voraussetzung über
seinen Aufenthaltsort, so daß ich schon befürchtete, Ihr Brief
möchte verloren gegangen sein, und es sehr bedauert, da Nießsche
eine Antwort vermist hatte, wie er auf seiner Durchreise es aus-
sprach. Von dieser Durchreise war ich drauf und dran, Ihnen
zu melden, als ich Ihren Brief erhielt, ich meine den an mich
gerichteten. Der an Nießsche ist ihm doch zugekommen, aber
direkt von Leipzig aus. Er hat auf ihn nicht wohlthätig gewirkt,
so daß er etwas daraus gehört hat, was ihm zur Zeit so un-
erträglich wie möglich ist, Verachtung. Ich habe ihm, ohne jede
Kenntnis vom Inhalt des Briefs, der wie gesagt, nicht einmal
verschlossen durch meine Hände gekommen ist, sofort geschrieben,
daß ich in einer solchen Auffassung nur eines der Zeichen sähe, wie
perniziös für ihn jetzt einjames Grübeln sei. Ich denke, daß ich
recht daran getan und Nießsche Ihre Meinung so gründlich wie
möglich mißverstanden hat. So unsympathisch Ihnen manches sein
mag, was er Ihnen neuerdings zu lesen gegeben hat, so kann ich
mir doch nicht denken, daß Sie, bei Ihrer Kenntnis seines Wesens
jene Empfindung daraus gewonnen haben. Nießsche ist ein Mensch
mit sehr bedenklichen Eigenschaften, wenig davon macht nicht
selten sein, aber im Bereich meiner Erfahrung steht er völlig
einzig da durch die Arbeit, die er an seine Veredlung gewendet
hat und die Art, wie ihm selbst, mehr als sonst jemandem, dem
ich nahegestellt war, jene Eigenschaften zu schaffen gemacht haben.
Ich meine, Verachtung ist das letzte, was solche Menschen ver-
dienen. Aber etwas gerade von diesem Gifte mag Nießsche jetzt
aus allem und jedem zu saugen gestimmt sein. Umsomehr muß
er seine Existenz wieder anders einrichten. Eine Kapitalfrage
wäre, ihm einen Amanuensis zu schaffen, der ihm wieder tägliche
Arbeit gestattete; die Sache hat aber hundertfache Schwierigkeiten.
Zudem braucht er aber jetzt nichts mehr als freundschaftlichen

Zuspruch und menschliche Theilnahme. Ich kann Sie aber durchaus nicht auffordern, ihm an seine jetzige Adresse (Santa Margherita Figure, Poste restante) zu schreiben, da ich nicht glauben kann, daß er noch lange da bleibt. —

Basel, 18. März 1883

... An Veranlassung und Trieb, Ihnen zu schreiben, hat es seit Beginn des Jahres nicht gefehlt. Vor allem war beides da, sobald Ihr Brief vom Neujahr in meinen Händen war, auf den ich nur zurückkomme, um Sie, ich denke überflüssigerweise, zu versichern, daß ich auf das aufrichtigste beklage, wenn Sie mein letzter Brief „ganz traurig“ gemacht hat, und mit dem, was ich darin über Nietzsche sagte, jedenfalls nicht die Absicht hatte, Sie an den Wert seiner Persönlichkeit, als hätte ich darüber etwas zu sagen, was Sie nicht selbst wüßten, zu erinnern. Ich schrieb nur unter dem heftigen Eindruck seiner Lage, und daß ich so lange geschwiegen habe, hat wenigstens das Gute, daß Ihnen erspart worden ist, noch verzweifeltere Eindrücke mit mir zu teilen. Das Schlimmste ist, wie ich gleich bemerke, für jetzt vorbei. Auf wie lange, wer weiß es? Sie können sich aber kaum die wahrhaft erschreckend in ihrer Stimmung wechselnden Briefe Nietzsches vorstellen, die ich bis tief in den Februar erhielt. Oft dachte ich, das wäre das Ende und ein Jahr wie das verflossene könnte Nietzsche auf keinen Fall mehr überleben. Denken Sie sich, daß er unter den düstersten Eindrücken des jüngst Erlebten sich einsam verzehrend bis gegen Ende Februar in Santa Margherita geblieben. Nun ist er unter Menschen und vor allem unter der unentbehrlich gewordenen Pflege und Aufsicht eines ihm von hier aus befreundeten Arztes in Genua. Das Schlimmste war überwunden, als er wieder die Kraft zu einer Dichtung gefunden hatte, die auch an seinen Verleger abgegangen ist, deren Druck aber sein letzter Brief noch nicht als begonnen bezeichnen konnte. Seine genauere Adresse kann ich Ihnen, da ich sie auf das strengste zu verschweigen verpflichtet bin, nicht mittheilen. Wollen Sie ihm aber schreiben, so legen Sie den fertigen Brief nur für mich ein, und und ich befördere ihn weiter. Sie brauchen ja auf das Einzelne seiner Zustände nicht einzugehen, in deren Labyrinth ich Sie ja, auch nur so weit sie mir selbst übersehbar sind, in einem Briefe zumal nicht einführen kann. Unselig genug fiel in seine Leidenszeit auch Wagners Tod hinein. Aus Andeutungen ent-

Overbecks Verpflichtung,
Nietzsches Adresse
zu verschweigen

nehme ich, daß auch dieser Tod ihn tief angegriffen hat, und ich setze es auf jeden Fall voraus. Als er sich erholt hatte, hat er auch an Frau Wagner geschrieben. Ich selbst tat es sofort als das erste lakonische Telegramm uns den Tod meldete, und wartete nur, da ich gänzlich unvorbereitet gar nicht daran glauben wollte, auf die Tags darauf eintreffende Bestätigung. Die Antwort war Frau Wagners durch ihre Tochter Daniela ausgesprochener Dank zugleich mit dem mir gleich allen anderen Freunden ausgedrückten Wunsch, alle ihre Briefe zu vernichten oder für Siegfried zurückzuschicken. Die Mutter habe von der Welt Abschied genommen und wolle nur noch für ihre Kinder leben. So mußte ich mich denn von dem mir so wertvollen Häuflein trennen. Ihren Entschluß begreife ich wohl, und ich will nur das beste Gelingen wünschen, daß sie wirklich von den weiteren Schicksalen der Wagnerei abgeschieden bleibe, nun die gewaltige Hand ihres Steuermanns ihren Lauf nicht mehr lenkt. Wir feierten mit meiner Frau das Gedächtnis, indem wir die Kunst und die Revolution und das Kunstwerk der Zukunft lasen und durch den Feuergeist, der darin lebt, hoch über alle hie und da zu überwindende Gewaltthat und Dunkelheit emporgehoben wurden. Ich finde diese früheren Schriften ungleich leuchtender, voller und reicher als die späteren, die zweite Manier, in welcher Wagner gleichsam selbst von Schopenhauerscher Metaphysik wie geblendet ist und auch im Stile nach meinem Gefühle den lichten und hinreißenden Schwung der Höhenpunkte dieser früheren Schriften nicht mehr findet. Unvergleichlich schön ist er übrigens gestorben, nach allem, was sich nun herauszustellen scheint, ausgebrannt in seiner vulkanischen Kraft, aber damit auch rasch erlöschend und auf dem Gipfel seines Ruhms. Morgen über 8 Tage erscheint hier Angelo Neumann zu einem Zyklus der Nibelungen, aber wir werden uns hüten, uns den einst in Bayreuth erhaltenen Eindruck gefährden und verwirren zu lassen.

Basel, 11. November 1883

... Ich schlage mich manchmal mit dem Gedanken herum, meiner theologischen Junst, die sich zur Zeit ziemlich anmaßlich geberdet, wieder einige allgemeinere Wahrheiten an den Kopf zu werfen. Dann denke ich: cui bono? und kehre zur sonst schon übermäßigen Masse mir im Sinne liegender und vielleicht nützlicherer Arbeiten zurück, wenn sie mir auch zur Zeit niemand dankt.

Von Nietzsche hätte ich Ihnen manches zu erzählen, da ich ihn in letzter Zeit wiederholt selbst gesehen habe. Schon von Steinach aus besuchte ich ihn Ende August. Er kam vom Oberengadin herunter, und wir trafen uns in Schuls bei Tarasp, wo wir vier Tage zusammen waren und Nietzsche, eines Menschen nach monatelanger Abgeschiedenheit wieder froh, sich ausschüttete. Damals hatte ich den Zarathustra noch nicht gesehen, der vor seinem Erscheinen vor dem Publikum Abenteuer hatte, wie sie nur ein Buch des Schmeitznerschen Verlags erleben kann. Nun werden auch Sie das Buch haben. Ich habe es mit großer Bewunderung für vieles am Inhalt und an der Form gelesen, aber doch auch mit sehr divergierenden Empfindungen für einzelnes und den Ton des Ganzen aus der Hand gelegt. Abgesehen davon, daß mir dieser Ton nicht eben sympathisch ist und ich ihm außerhalb seiner Urheimat, der alttestamentlichen Prophetie wenig Geschmack abgewinnen kann, erfüllte mich das doch wieder mit persönlicher Besorgnis für Nietzsche. Wie soll man sie nicht hegen, wenn man ihn beständig sozusagen wie in einem türkischen Bade leben und aus einem eisigen Frigidarium in ein überhitztes Caldarium sich hin und zurück bewegen sieht? Auch hat er in letzter Zeit in beklagenswerter Weise mit seiner Gesundheit wieder zurückgewirtschaftet. Sehr unerwartet trafen wir ihn auf unserer Rückreise in Frankfurt auf dem Bahnhofe. Er hatte sich eben bei uns hier telegraphisch angemeldet. Ich vermutete ihn in Italien, er war in Naumburg gewesen und augenblicklich auf schleuniger Rückreise nach dem Süden und seinem Meer begriffen. Er blieb drei Tage bei uns, die halbe Zeit im Bette, und er war noch übel daran, als er am 9. Okt. des Abends wieder nach Genua weiter reiste. Schreiben Sie ihm dahin (poste restante), so tun Sie ihm eine Freude und wohl. Im Engadin sprach er davon, Sie zu besuchen, wobei ich ihm aber sagte, daß Sie damals keinesfalls in Tübingen wären.

Basel, 27. Juli 1884

... Auch von Nietzsche will ich Ihnen doch mitteilen, daß er sich für die nächste Zeit wieder in Sils-Maria aufhält, und so sehr er auch die Einsamkeit suchen mag, doch über Ihren Besuch große Freude hätte. (Adresse: Sils-Maria-Oberengadin.) Die Sache würde sich, falls Volkelt in Seewis bleiben, mit ihnen leicht verbinden lassen, so leicht dort zu Lande auch eine Entfernung von

wenigen Meilen in der Luftlinie zu überwinden ist. Führen Sie über den Julier, an dessen Fuß Sils-Maria liegt, und kehrten Sie über den Albulapass nach Chur zurück, wie ich es vor einigen Jahren getan, so hätten sie auch ein wundervolles Stück Land kennen gelernt. Nießsche erschien plötzlich hier den 15. Juni und blieb etwas über 14 Tage, in jenem Augenblick in einem Zustande verzweifelter Hilflosigkeit in seiner nachgerade entsetzlich gewordenen Vereinsamung, die ihm aber, wie sich auch hier zeigte, nur um so entsetzlicher ist, wenn er sich nicht in der Einsamkeit und in einem ihm zusagenden Klima befindet. An seinen Zarathustra knüpfen sich für ihn ungeheure Hoffnungen, zumal an die darin enthüllte Lehre von der ewigen mechanischen Wiederkehr aller Dinge. In der Welt seiner Gesichte ist er jetzt allein noch zeitweise glücklich, bis es über ihn kommt, daß er so wie er sie versteht, zur Zeit allein darin lebt. Wüßte ich nicht was er alles schon überwunden hat, ich könnte bei der Verfassung, in welcher er neulich Basel wieder verließ, nicht verhältnismäßig so ruhig an ihn denken. Vergebens habe ich mich bemüht, ihn zu bewegen, seine Kreise auf eine Zeitlang wieder zu verlassen und sich den Menschen wieder etwas zu nähern. Gerade bei der Heftigkeit seines eigenen Verlangens darnach zeigt sich schließlich immer wieder die Unüberwindlichkeit dessen, was entgegensteht, nur um so deutlicher. Von seinem „Sohne Zarathustra“, wie er zu sagen pflegt, begreife ich genug, um zu empfinden, daß er eine Quelle hohen Glückes daran hat; ob sie so überschwenglich reich ist, wie er meint, wage ich um des Buchs selbst und dessen, wie es ihm bei seinem Verfasser glückt, willen nicht zu entscheiden. . .

Basel, 22. April 1885

. . . Wenige Tage nach Ihrer Abreise erhielt ich die Anzeige der Verlobung von Fr. Nießsche. Als wir vom Bräutigam als einem im fernen Argentinien verschlagenen Sonderling sprachen, befand er sich aber zum Feste in Naumburg. Was weiter wird, weiß ich nicht, insbesondere ob dies Weitere in Naumburg oder Argentinien sich abspielt. Nießsche scheint auf der Reise nach Deutschland, die er für den Sommer vorhatte, zu verzichten, und ist augenblicklich in Venedig, woselbst seine Adresse für die nächste Zeit *poste restante* ist; wenn Sie ihm bald schreiben, tun Sie ihm auf jeden Fall wohl. Kürzlich erhielt ich auch wieder einmal von Gersdorff Nachricht, von dem ich seit zwei Jahren nichts ge-

hört. Ich werde ihn in diesem Sommer jedenfalls hier sehen, da er seine wie es scheint sehr fränkliche Frau nach Badenweiler und in die Schweiz bringt. Ihm selbst geht es ganz wohl als Gebieter von Ostrichen, und auch dagegen hat er nichts, daß er im vorigen Jahr kaiserlicher Kammerherr geworden ist und dadurch auch Beziehungen zu den Hofkreisen Berlins habe, wo jetzt die große Politik gemacht werde. —

Bedenkt man die Fülle peinlicher und intensiv ablenkender Tatsächlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seinen flüchtigen Gelegentlichkeiten, auf die Overbeck selbst in seine flüchtigen Gelegenheitsberichten an Rohde über Niezsches Befinden anzuspieren nicht fertig wird, so begreift man eine große Schöpfung Niezsches gerade in diesen Jahren nur dann richtig, wenn man in ihr von vornherein den erbrachten Beweis ungebrochener Gesundheit, die abgelegte Probe einer latenten Titanenkraft erblickt. Polypenhaft, mit hundert Fangarmen und Fühlern wollte eine widerwärtige, ausaugende Aktualität Niezsches inneres Leben umklammern und ersticken. Da zeigte er sich unbezwinglich und setzte der auf ihn eindringenden Entkräftung und Zersplitterung den Widerstand einer machtvollen Produktivität entgegen. So war also Zarathustra unter allen Umständen ein Sieg selbst dann, wenn er vor einer eindringlichen und besonnenen Kritik sich nicht als das unantastbare Meisterwerk aus einem Guß bewähren sollte, für das Niezsche selbst ihn, nach Überwindung seiner eigenen schweren Anfangsbedenken, später im Ewigkeitsstone ausgebaut hat.

IV. Der Zweifel am Zarathustra



Indem wir nun an Niezsches berühmtestes Werk herangetreten, seinen „Zarathustra“, gilt es seines lange Zeit verkannten und doch zweifellos blutsverwandten Vorläufers zu gedenken, des Epos „Prometheus und Epimetheus“ von Karl Spitteler. Der erste Teil erschien Weihnachten 1880, vordatiert 1881, der zweite Teil das Jahr darauf in einem biedereren Schweizer Provinzverlage (Aarau, Sauerländer) und blieb doch wohl auch deshalb, nicht nur wegen der Verständnislosigkeit der damaligen „Idealisten“, in Deutschland völlig unbesprochen und unbeachtet. Dafür blühte ihm in der Heimat gleich nach dem Erscheinen die bewundernde Anerkennung wenigstens der Kenner. Gottfried Keller schrieb an

J. V. Widmann einen erstaunten Brief über einen derartigen Erstling: das Buch sei von vorn bis hinten voll der erlesensten Schönheiten; die selbständige Kraft und Schönheit der dunkeln Gebilde rührte den Altmeister epischer Kunst. Dieses Anfangsbuch eines bereits Bestandenen war eine tief symbolische Dichtung; schon der Untertitel nennt es „ein Gleichnis“. Der Grundgedanke ist (nach F. O. Schmid, Berner Rundschau 1906, S. 239/40) der: Prometheus, der wie alle andern mythologischen Gestalten des Verfassers mit der überlieferten Götterwelt Griechenlands kaum mehr als den Namen gemein hat, ist der in seinem eigenen Bewußtsein wurzelnde stolze Adelsmensch, der der Gemeinheit und Erbärmlichkeit der Welt gegenüber seine trotzig freie Seele bewahrt, der nicht „Heit“ und „Keit“ sagen will und lieber alle Qualen und Leiden der Ausgestoßenheit und Abgeschiedenheit auf sich nimmt, als daß er seine persönliche Freiheit opfert. Epimetheus aber folgt den Gesetzen der allgemeinen Weltflucht und des persönlichen Vorteils, er gibt die Freiheit seiner Seele, seiner Individualität dahin, um König zu werden über die große Menge. Aber das rächt sich, denn die große Menge ist wandelbar, und wer nicht auf sich selbst steht, wer wie sie und von ihr abhängig ist, lernt dies nur zu bald erfahren. So auch Epimetheus, dessen Reich durch Verrat und Gesinnungslosigkeit zerfällt. In seiner tiefsten Erniedrigung erscheint nun als Retter der, der allein hierzu noch fähig ist, Prometheus, der sich seine freie Seele gewahrt hat und dadurch über den Dingen, über dem Sumpf und Schmutz der Gewöhnlichkeit stand.

Von Belang ist die von Spitteler gewählte epische Form. Er scheint da mit Bewußtsein stilgründend vorgegangen zu sein. Er prägte sich für seinen dem griechischen Mythos entnommenen Stoff eine alttestamentlich psalmodierende rhythmische Prosa von feierlichem Orgelton: „Und über dem im zwölften Jahr, als schon zum Winter neigte der Herbst, da kam die Zeit, daß sich der Engel Gottes wähle einen aus der Menschen Schar und setze ihn zum König über alles Land an seiner Stelle.“ Zu den Eigenheiten des Vortrags gehört vor allem die körperliche, in auffallende Anschaulichkeit hinüberdrängende Rolle, die darin den abstrakten Begriffen zugeteilt ist: „— und gingen nicht zu Markte kaufen von den richtigen Begriffen“. Einer dieser Begriffe wird folgendermaßen geschildert: „Und siehe, eine dicke Dummheit kroch am Boden, suchte mit Beschämung, wo sie sich verstecke. Und war

Der volls-
feindliche Adels-
mensch Spittelers

Die
Verkörperlichung
des Abstrakten

von Herzen eine echte Dummheit, grün und gelb mit Schleim und Warzen übermalt, und nie in meinem Leben hatt' ich noch gesehen solche ausgewachsene Dummheit." Ferner zeichnet sich die Dichtung durch ein dunkles, farbensattes Kolorit aus: „Da schwebte eine Wolke überm Tal und schiffte langsam durch den blauen See hinüber zu dem dunkeln Walde.“ — „Da stieg Prometheus grolend auf der Berge Höhn, den Blick gesenkt, das Angesicht von Scham durchglüht und all sein Fühlen wund von tödlicher Beschimpfung.“ — „Und mit ihm zogen seine beiden Tiere. Und wenn nun abends stöhnte das Getier und krümmte sich und wurde außer sich, da jammerte und sprach zu ihm sein Herr: vom allzuvielen Grase stammet das und drum, so laßt uns eilig Feigen kaufen von des Marktes Händlern.“ Nimmt man noch hinzu, daß über die formalen Berührungen hinaus der Gedanke (wenn auch nicht die Bezeichnung) des Übermenschen als Leitmotiv Spittellers Dichtung durchzieht, also daß schließlich durch die willentliche Opferung von Lebensglück und Wohlfahrt der Siegersruhm errungen wird, — so ist der Anschein einer beträchtlichen Abhängigkeit des Buches vom früheren unvermeidlich, sobald die entsprechende Bekanntschaft einwandfrei feststeht.

Hat Nietzsche
Epimetheus
gekannt?

Daß Nietzsche in den Jahren 1881 und 1882 Spittellers Gedicht gelesen oder sich gar eingehend damit beschäftigt habe, ist einstweilen noch durch kein gedrucktes Zeugnis mit der für eine so wichtige Feststellung wünschbaren Deutlichkeit erhärtet. Immerhin hätte Spitteler selbst gewiß nicht öffentlich (Kunstwart XVI, 3, S. 134) erklärt: „Nietzsche kannte den Epimetheus, ehe er den Zarathustra schrieb“, wenn er nicht über stichhaltige Belege verfügte. Es wäre das nur ein weiteres Beispiel für Overbecks Beobachtung über die Sparsamkeit, mit der Nietzsche tiefgehende Eindrücke seiner Lektüre unter Umständen auch den nächsten Freunden verbarg. Bei diesen ist irgend eine Spur für die Bekanntschaft nicht aufzutreiben. Außer im literarischen Kreise Gottfried Kellers und J. V. Widmanns ist das Buch überhaupt nicht beachtet worden; in Deutschland erschien nicht eine einzige Besprechung. Frau Overbeck las das Buch im Jahre 1882 unmittelbar nach Erscheinen des zweiten Teils und wollte bei einem der Besuche Nietzsches in jenem Jahre das Gespräch darauf lenken; Nietzsche verhielt sich aber völlig gleichgültig und achtlos, wie gegen etwas, das ihn weder interessierte noch ihm bekannt war. Auch die Dame, die das Buch an Frau Overbeck vermittelt

hatte, versichert ausdrücklich, es Nietzsche weder empfohlen noch ihm davon geredet zu haben. Unter diesen Umständen wäre es nicht unwichtig zu wissen, auf welche Tatsache Spitteler seine Aussage gründet. Die Behauptung der Abhängigkeit hat jedenfalls mit der erforderlichen Gemütsruhe zu erfolgen und nicht so maßlos übertrieben, wie dies bereits der Fall ist. Ein Enthusiast Spittelers, Hector G. Preconi, hat in einem Artikel zum 60. Geburtstag des Dichters hierin ein übriges getan und geradezu an Nietzsche sein Mütchen gekühlt („Der Samstag“, Basler Wochenschrift Nr. 19, 6. Mai 1905): — „Der Prometheus hat wohl den größten Einfluß auf Welt und Kunst ausgeübt — aber auf Umwegen. Was Nietzsches Zarathustra-Buch diesem gewaltigen Vorgänger alles verdankt, läßt sich nicht in kurzem darlegen. Felix Weingartner hat schon auf einiges hingewiesen: die Ähnlichkeiten der Sprache, die zwei begleitenden Tiere, Löwe und Hündchen bei Prometheus, Adler und Schlange bei Zarathustra. . . . Zarathustras Ruhm hat der Prometheus nicht geteilt, es ist ein esoterisches Buch geblieben, ein Buch, das der Connoisseur in Pergament binden läßt und sorgfältig verschließt mit den größten geistigen Schätzen aller Zeiten. Und Nietzsches ‚Buch für alle und keinen‘ ist auf den Markt gefallen, wo die Krämer und Trödler der Literatur mit Geschrei und vielen Geberden ein gewaltiges Wesen drum machen — und wissen nicht, woher ihm das Beste gekommen. Die Sache wäre für einen Erfinder von nützlichen Sachen tragisch: aber in artibus war der consensus omnium von jeher erst nach dem Tode des Betroffenen zu erlangen, und was einer Wirkung an Breite abgeht, das kann sie an Tiefe gewinnen.“

Die Wahrheit wird wohl sein, daß Nietzsche, selbst wenn spätere gelehrte Vergleichen ein weit größeres Maß von erlittener Beeinflussung aufzeigen sollten, als es jetzt ein flüchtiger Eindruck beim unbefangenen Lesen ergibt, getrost den Richterspruch der Nachwelt erwarten darf. Der Grundunterschied zwischen beiden Werken ist durch nichts zu erschüttern: Epimetheus ist rastlos ein Kunstwerk; Zarathustra eine Tendenz in Kunstform. Dort überwiegt die Erzählung, hier der Spruchgehalt. Spitteler selbst feiert Nietzsche (Bund 1888, S. 4 und 7) als den Spruch- und Orakelverkünder, bezweifelt aber, daß er in der Poesie seine Heimat habe, da er im Zarathustra den klaren Plan, die gegliederte Ordnung und den natürlichen Ausdruck vermissen lasse. Nietzsche hat seine Virtuosität des Aphorismus bereits vor der Ent-

Erzählung und
Spruchgehalt

Die durch-
greifenden Ver-
schiedenheiten
zwischen
Epimetheus und
Zarathustra

stehung des Epimetheus beurfundet. Dieser Meisterschaft, in Verbindung mit einem hinreißenden lyrischen Überschwang, verdankt Zarathustra seinen Erfolg in allererster Linie. Den unerhörten Zauber der Stimmung schöpfte Nietzsche ganz allein nur aus sich selbst und hierin übertrifft er Spitteler an Pracht und Glanz, man mag vergleichen, wo man will. Als es jedoch galt, für den eigenen Reichtum an Musik und Denkgehalt einen Rahmen zu zimmern, könnte Spittelers Werk Vorbild geworden sein; was am stärksten an Epimetheus erinnert, sind gerade die epischen Ingredienzien im Zarathustra. Allerdings mit einer Ausnahme: sollte Nietzsche von Spitteler sich auch die Idee zum Übermenschlichen haben schenken lassen, dann wäre er freilich sein Schuldner. Doch würden selbst die weitgehendsten Zugeständnisse niemals die Bedeutung und selbständige Kraft des Zarathustra irgendwie herabsetzen. Trotz den poetischen Schönheiten, die in Fülle da sind und zum Teil selbst noch üppiger blühen als in Spittelers Hauptwerk, dem olympischen Frühling, liest man sich nur mit Mühe durch Prometheus und Epimetheus hindurch; Zarathustra mag unzusammenhängender und weniger verständlich sein; dennoch wirkt er viel unmittelbarer, das ist keine Frage. Auch ist bei Spitteler ja nur ein Nietzsche: Nietzsche hätte sich für ein Hündchen bedankt. Und auch dafür, daß der Löwe ein Mensch ist und die Botschaft der Freude bringt. Übrigens hat Nietzsche bereits vor dem Zarathustra in der „Fröhlichen Wissenschaft“ (Aph. 314) den Löwen und den Adler als seine neuen Haustiere eingeführt und ebenda (Aph. 312) seinen Schmerz als seinen Hund angerufen — das alles zu einer Zeit, wo der erste Teil des Epimetheus ihm auch im günstigsten Falle kaum schon vorgelegen haben könnte. Für Nietzsche sind Löwe und Adler die Gradmesser seiner Stärke und die Türhüter seiner Einsamkeit; auch sein „Hund“ — sein Schmerz — ist ihm „ebenso treu, ebenso zudringlich und schamlos, ebenso unterhaltend, ebenso flug wie jeder andere Hund — ich kann ihn anherrschen und meine bösen Launen an ihm auslassen“ — also doch etwas bedeutend Selbständigeres und Kräftigeres, als jenes geschlagene, auf dem Bauche kriechende Winselwesen in Spittelers Schilderung: „Und mit unwölftem Blick tappte er gleichwie suchend in dem Zimmer hin und her und drehte sich im Kreis und flappte mit den Zähnen, schnappte plötzlich aufwärts in die Luft mit heiserem, röchelndem Geheul, und über dem, da schloß es unters Bett und

rollte sich zusammen, schluchzte und boll und immerwährend zuckten seine Glieder.“ Auch sonst, wie anders geartet sind alle Ähnlichkeiten! Die Verwandtschaft verblaßt zu einem schwachen Schimmer der Scheinbarkeit auf der Oberfläche, sobald man anders als bloß obenhin vergleicht. Bei Nietzsche weht wahrhaftig ein wirklicher Sturm — von anderswoher und nach einem wahren Wohin! Spittellers kleine Schönheits- und Wahrheitsblitzlein kennt Nietzsche nicht; er haut wohl daneben, aber immer holt er zum wuchtigen Streiche aus. Seine Brecher und Verbrecher leiden denn doch nicht an der würgenden Übelkeit, wie Spittellers poetische Gestalten. Und dann — gewiß spielt Nietzsche sein Theologenblut öfter mit, als ihm lieb sein mochte; aber Spitteler sehen wir sich eben erst von der eigentlichen Theologenbank erheben, auf der Nietzsche nie gesessen hat. Der Epimetheus setzt sich in seinen Grundzügen ausschließlich aus theologischen Anspielungen zusammen: Gott, der Engel, der Behemot, das beruhigte Gewissen — das ist alles antithetische Weisheit geistlicher Herkunft. Der Kampf gegen landläufige Begriffe ist etwas von jeher Übliches; mit dieser Anregung wäre Nietzsche nicht weit gekommen. Schließlich ist es auch nicht so, daß Epimetheus als das geschlossene Kunstwerk, das er zweifellos ist, deswegen nun etwa durchsichtiger und klarer gebaut wäre als Zarathustra; die labyrinthische Verschlungenheit und Verworrenheit der mythischen Dichtung läßt keinen reinen Eindruck zurück. „Was der Dichter eigentlich will“, schrieb Gottfried Keller an Joseph Viktor Widmann, „weiß ich nach zweimaliger Lektüre nicht. Trotz aller Dunkelheit und Unsicherheit aber fühle ich alles mit und empfinde die tiefe Poesie darin. Ich bin gerührt und erstaunt von der selbständigen Kraft und Schönheit der Darstellung der dunklen Gebilde. Die Sache kommt mir beinahe vor, wie wenn ein urweltlicher Poet aus der Zeit, wo die Religionen und Göttersagen wuchsen und doch schon vieles erlebt war, heute unvermittelt ans Licht trete und seinen mysteriösen und großartig naiven Gesang anstimme.“ Kellers Eindruck, das Buch stecke von vorn bis hinten voll der auserlesensten Schönheiten, der wahrhaft epische und ehrwürdige Strom der Sprache umhülle uns gleich mit eigentümlicher Stimmung, ehe man das Geheimnis der Form noch wahrgenommen habe, wird jeder erfahrene und verwöhnte Leser teilen. Viel, viel Schönes, manche rührende Innerlichkeit, manche wahre Seelenqual und in allem ein prachtvolles Naturgefühl — dennoch Nietzsche so

Gottfried Kellers
Urteil über
Epimetheus

antipodisch wie möglich. Hat er das Buch vorher in Händen gehabt, wie Spitteler so sicher behauptet, so ist noch immer die Frage, ob er es fertig gebracht hat, auch nur zehn Seiten davon zu lesen. Der lückenlos dahinschleichende Schneckenzug von Spitteler's streng epischem Ausdruck mußte ein schriftstellerisches Temperament wie Nietzsche aufbringen. Hat er wirklich einen Stoß zum Zarathustra davon empfangen, dann kann es nur in einer Hinsicht gewesen sein; er hat hineingesehen und sich gesagt: ein Bekenntnisbuch, junghumanistisch, in seinem Inhalt auf das klassische Ideal und in seinem Ausdruck auf die Bibel gestellt, gut — das kann ich auch; ich habe immer schon eins schreiben wollen, und nun sollt ihr es von mir haben. Und was für eines! Ich werde euch den bohrenden, aushöhlenden Tiefgang meiner Gedanken und den auf Füßen springenden und tanzenden Hochgang meiner Sprache zu fühlen geben!

Nietzsches
Schöpfer-
bewußtsein vom
Zarathustra

Wenn je ein Schaffender mit seinem Werke zufrieden war, so Nietzsche mit seinem Zarathustra. „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen „Zarathustra“, sagt er in der Götterdämmerung und bald darauf im Ecce homo (Biographie, S. 424/25, 426/27): „Den Winter 1882/83 lebte ich in jener anmutig stillen Bucht von Rapallo unweit Genua, die sich zwischen Chiavari und dem Vorgebirge Porto fino einschneidet. Meine Gesundheit war nicht die beste; der Winter kalt und über die Maßen regnerisch: ein kleines Albergo, unmittelbar am Meer gelegen, so daß die hohe See nachts den Schlaf unmöglich machte, bot ungefähr in allem das Gegenteil vom Wünschenswerten. Trotzdem und beinahe zum Beweis meines Satzes, daß alles Entscheidende ‚trotzdem‘ entsteht, war es dieser Winter und diese Ungunst der Verhältnisse, unter denen mein Zarathustra entstand. Den Vormittag stieg ich in südlicher Richtung auf der herrlichen Straße nach Zoagli hin in die Höhe, an Pinien vorbei und weit aus das Meer überschauend, des Nachmittags, so oft es nur die Gesundheit erlaubte, umging ich die ganze Bucht von Santa Margherita bis hinunter nach Porto fino. Dieser Ort und diese Landschaft ist durch die große Liebe, welche Kaiser Friedrich III. für sie fühlte, meinem Herzen noch näher gerückt; ich war zufällig im Herbst 1886 wieder an dieser Küste, als er zum letztenmal diese kleine vergessene Welt von Glück besuchte. Auf diesen beiden Wegen fiel mir der ganze Zarathustra ein, vor allem Zarathustra selber, als Typus; richtiger, er überfiel mich. . .“ —

„— Hat jemand, Ende des neunzehnten Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten? Im andern Falle will ich's beschreiben. Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit etwas sichtbar, hörbar wird, etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt. Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einen Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürzt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Anzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen; eine Glückstiefe, in der das Schmerzlichste und Düsterste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine notwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses; ein Instinkt rhythmischer Verhältnisse, der weite Räume von Formen überspannt (die Länge, das Bedürfnis nach einem weitgespannten Rhythmus ist beinahe das Maß für die Gewalt der Inspiration, eine Art Ausgleich gegen deren Druck und Spannung). Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturm von Freiheitsgefühl, von Unbedingtheit, von Macht, von Göttlichkeit. Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses, ist das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an. Es scheint wirklich, um an ein Wort Zarathustras zu erinnern, als ob die Dinge selber herankämen und Gleichnis sein möchten (hier kommen alle Dinge lieblosend zu deiner Rede und schmeicheln dir, denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit. Hier springen dir alles Seins Worte und Wort-Schreine auf; alles Sein will hier Wort werden, alles Werden will von dir reden lernen —). Dies ist meine Erfahrung von Inspiration; ich zweifle nicht, daß man Jahrtausende zurückgehen muß, um jemanden zu finden, der mir sagen darf: „Es ist auch die meine.“

Dieses Selbstgeständnis ist sehr belangreich. Als Kritiker hatte

Die wirkliche
Entstehung der
sogenannten
Zehn-Tage-
Bücher

Das um ein paar
Zentralideen
gruppierte
poetische
Weisheitsbuch

sich Nietzsche besonders durch die Unerfrohenheit hervorgetan, womit er den Künstlerglauben an eine Inspiration als natürlichen, unaufhaltbaren Überfluß und Durchbruch einer Hemmung, Stauung und Steigerung in der angehäuften Produktionskraft dargetan hat („Menschliches, Allzumenschliches“ I, Aph. 155, 156). Kaum ist er nun selber unter die Künstler gegangen, so bewährte er die Echtheit dieses Schrittes und Übertrittes nicht zum wenigsten damit, daß er diesem Inspirationsglauben bedingungslos anheimfällt. Was für eine Bewandnis es mit der zeitlichen Entstehung des Zarathustra hat, lehrt uns auf Grund genauer Kenntnis der Manuskripte August Horneffer („Nietzsche als Moralist und Schriftsteller“, S. 69 f., 76 f.): „Nietzsche wollte in seiner letzten Zeit den Glauben erwecken, seine Bücher seien im Nu, gleichsam durch Inspiration entstanden. Er gab zum Beispiel an, daß er die Teile des Zarathustra in je zehn Tagen, die Götzendämmerung in wenigen Tagen, den Antichrist in ein paar Wochen gemacht habe. Das ist aber nur für die endgültige Niederschrift, für die Redaktion zutreffend. Die Gedankenarbeit hat viel länger gedauert, was sich ohne weiteres aus den Manuskripten ergibt. Die Studien, aus denen die Götzendämmerung und der Antichrist herausgenommen und zusammengestellt sind, ziehen sich mindestens durch ein Jahr hin, wie ja auch die Werke selber verraten; dergleichen fällt nicht vom Himmel herunter. Beim Zarathustra ist die Vorarbeit wohl schneller vorstatten gegangen, aber man muß in Rücksicht ziehen, daß dies Werk den Autor unbewußt von jeher beschäftigt hat, nicht erst, seitdem es als literarischer Plan auftauchte und ausgeführt wurde. . . . Nietzsche wollte zum Buch, zur künstlerischen Einheit zurück, weil in seine Gedanken eine gewisse Einheit gekommen war. Sie hatten begonnen, sich um ein paar Zentralideen zu gruppieren, und der anscheinend glückliche Einfall war aufgetaucht, mit Hilfe eines poetischen Moments ein unsystematisches und doch zusammenhaltendes Weisheitsbuch zu gestalten. Eine fingierte Person sollte Träger der Gedanken werden; ihr Leben und Wirken, nach Bedarf herangezogen und ungezwungen vorgeführt, würde, so meinte Nietzsche, eine ausreichende Verbindung, einen Ersatz für die mit Absicht vermiedene systematische Darstellung schaffen. Die Schwierigkeiten eines solchen Versuches sind groß. Denn je mehr das Dichterische in den Vordergrund tritt, desto mehr kommt die Philosophie in Bedrängnis, und je schwächer die poetische Basis ist, desto fragmentarischer und willkürlicher

muß das auf sie gestützte Buch erscheinen. Mischformen leiden stets an der Unmöglichkeit, das unentbehrliche Gleichgewicht herzustellen. Auch Nietzsche hat es nicht vermocht, wie jedermann weiß. Trotz mannigfacher Bemühungen ist das Formale viel zu kurz gekommen und nicht entfernt imstande, die schweren Gedankengewichte zu tragen. Erfindung und Durchführung ermangeln der dichterischen Kraft; alles ist unbestimmt, mühsam zusammengesucht, ungeschickt verwertet; man befindet sich auf dem Kostümfest, nicht im Theater. Die Person des Zarathustra ist keine Person, sondern eine mit idealen Unmöglichkeiten ausgestaffierte Puppe. Mit den anderen Figuren steht es noch schlimmer; sie sollen von einer einzigen Abstraktion leben und sich nähren. Hierzu kommt eine zweite Schwierigkeit, die Nietzsche ebenso wenig hat bewältigen können. Daß er vorzog Zarathustra redend zu schildern, nicht handelnd, ist begreiflich und in der Ordnung, obgleich es insofern einen Widerspruch gibt, als seine Philosophie auf das Handeln im höchsten und stärksten Sinne hinaus will und langen lyrisch-philosophischen Reden nicht gerade freundlich gesinnt ist. Das Werk also wurde der Form nach ein Bündel von Reden, die bald diesen, bald jenen poetischen Anknüpfungspunkt suchen. Wie aber sind diese Reden gestaltet? Sie zeigen deutlich das Streben nach Geschlossenheit; jede hat ihre Überschrift, behandelt also ein bestimmtes Thema und will formal ein einheitliches Gebilde sein. In Wahrheit aber sind es nur Spruchsammlungen und konnten nach der Art, wie sie geschaffen worden waren, nichts anderes sein. Nietzsche ging auch hier bei der Ausführung vom Einzelnen aus statt vom Ganzen und brachte deshalb keine einzige Rede zustande; sein Werk zerfällt in Atome, in einzelne Sätze, die alle Mühe und Kunst nicht hat ineinanderfügen, sondern nur aneinander kleben können. Man lese aufmerksam den Zarathustra und frage sich, ob man etwas anderes findet als Sprüche, für die ein äußerlicher Zusammenhang gesucht ist, statt daß der Zusammenhang aus sich heraus die Sprüche schüfe. — Wie entstand der Zarathustra? Nietzsche hatte die vorhergehenden Jahre auf die Vervollkommnung des Aphorismus verwendet, hatte mehr und mehr erkannt, daß Prägnanz die Haupttugend des Aphoristikers ist, und war dadurch zur Pflege der Sentenz, des Spruches gekommen. Im Jahre 1882 hatte er eine große Sammlung gut geschliffener Sprüche in ein Heft zusammengeschrieben und wollte sie als Sentenzenbuch herausgeben. Über die Gestaltung dieses Buches war er noch nicht im klaren,

Die Person des Zarathustra eine mit idealen Unmöglichkeiten ausgestaffierte Puppe

Die Verbindung der Sentenzen-Sammlung mit dem Zarathustramotiv

auf jeden Fall aber sollten die Sprüche getrennt nebeneinander stehen bleiben. Zugleich aber (schon seit dem Sommer 1881) erwog Nietzsche den Plan, ein großes Werk zu verfassen, das die Figur des Zarathustra als Mittelpunkt haben sollte. Dessen Gestaltung war auch noch nicht klar; zeitweilig war eine einfache prosaische Ausführung geplant, was daraus ersichtlich ist, daß einige Aphorismen der fröhlichen Wissenschaft, in denen von einem „weisen Mann“ die Rede ist, in der ersten Niederschrift statt dessen den Namen „Zarathustra“ zeigen und also für dies Werk bestimmt waren. Dann aber, gegen Ende des Jahres 1882, trat ziemlich plötzlich der Plan des Zarathustra in der heutigen Gestalt hervor: ein poetisches Weisheitsbuch im Stile von Predigten und lyrischen Expektorationen. Das Sentenzenbuch wurde aufgegeben; es mußte den Stoff für den Zarathustra hergeben. Nietzsche setzte einfach die Sentenzen zusammen, schuf eine große Menge weiterer hinzu, namentlich für die späteren Teile des Werkes, und arbeitete völlig in der Weise eines musikalischen Künstlers. Doch ist der Unterschied der, daß bei der Mosaikarbeit die einzelnen Steinchen oder Glasstifte nichts bedeuten und ihre Zusammenfügung nach einem Plane alles ist, bei Nietzsche aber die Sprüche das Wertvolle sind und ihre Verknüpfung keinen Wert oder nur den Wert einer Schnur hat, auf die man Perlen reihet.“

Das kritische
Element im
Zarathustra

Sind wir so ins Klare gekommen über die Entstehung und Struktur des Zarathustrawerkes, so sollte es nicht mehr schwer fallen, auch an dessen innerer Beschaffenheit die einzelnen Teilschichten nachzuweisen. In dieses Buch hatte er, was in ihm war, hineinströmen lassen; Zarathustra ist das bis zum Rande gefüllte Gefäß seiner Seele. Da er in seiner unmittelbar vorhergegangenen, nun durch poetische Bestrebungen abgelösten Entwicklungsphase mit Leib und Seele Kritiker gewesen war, so wird das kritische, aufstöbernde, zersetzende Element einen Grundbestandteil des gesamten Ideenkomplexes bilden. Die Wahl der Titelgestalt ist unter diesem Gesichtspunkt erfolgt. „Man hat mich nicht gefragt“, sagt Nietzsche im Hinweis darauf, „man hätte mich fragen sollen, was gerade in meinem Munde, im Munde des ersten Immoralisten, der Name Zarathustra bedeutet; denn was die ungeheure Einzigkeit jenes Persers in der Geschichte ausmacht, ist gerade dazu das Gegenteil. Zarathustra hat erst im Kampf des Guten und des Bösen das eigentliche Rad im Getriebe der Dinge gesehen, — die Übersetzung der Moral ins Metaphysische, als Kraft, Ursache,

Zweck an sich, ist sein Werk. Aber diese Frage wäre im Grunde bereits die Antwort. Zarathustra schuf diesen verhängnisvollen Irrtum, die Moral. Folglich muß er auch der erste sein, der ihn erkennt.“ Die Kritik der Moral bildet in der That die Hauptsubstanz des Zarathustra. Gleich zu Anfang besucht Zarathustra einen weitberühmten Tugendlehrer, der auf seinem Katheder sitzt, von lernbegierigen Jünglingen umgeben. „Als Zarathustra den Weisen also sprechen hörte, lachte er bei sich im Herzen: denn ihm war dabei ein Licht aufgegangen. Und also sprach er zu seinem Herzen: ein Narr ist mir dieser Weise da mit seinen vierzig Gedanken; aber ich glaube, daß er sich wohl auf das Schlafen versteht.“ Der herkömmlichen Tugend mit allen ihren Entfaltungen und Auswüchsen geht Zarathustra unbarmherzig nach bis in alle hintersten Schlupfwinkel hinein.

Vor der kritischen Phase hat Nietzsche, wie wir sahen, noch die pädagogische durchgemacht. Die in ihr erworbenen Kräfte und Fähigkeiten stoßen nun als Hilfe und Ergänzung hinzu. Es ist Zarathustra vor allem darum zu tun, seine kritische Erkenntnis möglichst wirksam an den Mann zu bringen. Der Moralkenner, der er zunächst ist, wird so handkehrum zum Moralprediger. Wollte man an der Sprache des Zarathustra ein verbindendes Leitmotiv herausheben, einzelne immer wiederkehrende grammatikalische Hauptpunkte, so wären das unzweideutig Imperative. Nicht das Fragezeichen, das Ausrufungszeichen gibt in der Orthographie Zarathustras den Ausschlag. Die knappste, treffendste Inhaltsangabe zu dem ersten Buche ergibt sich, wenn man einfach seine wichtigsten Imperative untereinander stellt:

„Euer Wille sage: der Übermensch sei der Sinn der Erde! Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden!

Auf, laßt uns den Geist der Schwere töten!

Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchste Hoffnung!

Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorchen! So lebt euer Leben des Gehorsams und des Krieges!

Geht doch dem schlechten Geruche aus dem Wege! Geht fort von der Götzendienerei der Überflüssigen! Geht fort von dem Dampfe dieser Menschenopfer! Gelobt sei die kleine Armut! Dort, wo der Staat aufhört, — so seht mir doch hin, meine Brüder!

Das pädagogische
Element im
Zarathustra

Die Imperative
im Zarathustra

Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit und dorthin, wo eine rauhe, starke Luft weht!

Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!

Endlich, meine Brüder, hütet euch Unrecht zu tun allen Einsiedlern! Hütet euch, den Einsiedler zu beleidigen! Tatet ihr's aber, so tötet ihn auch noch!

Über dich sollst du hinausbauen! Über euch hinaus sollt ihr einst lieben!

Stirb zur rechten Zeit! Also lehrt Zarathustra.

Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde! Laßt sie nicht davon fliegen vom Irdischen und mit den Flügeln gegen ewige Wände schlagen! Führt, gleich mir, die verslogene Tugend zur Erde zurück — ja, zurück zu Leib und Leben: daß sie der Erde ihren Sinn gebe, einen Menschen-Sinn!“

Der bezeichnendste Imperativ des Zarathustra findet sich dann im dritten Buche als Aufschrift der neuen Tafel; er besteht aus zwei Worten und lautet: „Werdet hart!“

Die künstlerische
Arbeit im
Zarathustra

Säure und Salz des Kritikers und der Befehl des Erziehers als Stoff: nun mach ein Kunstwerk daraus — das war die Klausuraufgabe, die der Einsiedler von Sils-Maria und Rapallo sich zumutete. Sieht man es nicht kommen, daß er scheitern wird? Immerhin; auch der Künstler in Nietzsche hat ganz gewaltige Arbeit vollbracht. Wir meinen hier nicht die allgemeine Mitteilung einer lyrischen Stimmung, die bei Nietzsche selbstverständlich ist, nicht das Organische seiner melodisch träufelnden, nach dem Taft fallender Tropfen rhythmisierten Diktion, sondern die wirkliche und greifbare Arbeit plastischer Gestaltung. Menschliche Figuren, die er auf die Beine gestellt hätte und hätte gehen heißen, sind ihm nicht gelungen; wohl aber steht die Welt, die sie hätte empfangen sollen, rund geraten da. In Nietzsches Sechstageswerk ist der sechste und letzte Tag mißlungen, aber nur er. Nicht umsonst nennt Nietzsches geistreichster Nachempfunder, Paul Monod, seine Aphorismensammlung „Gedanken aus der Landschaft Zarathustras“. Die Landschaft Zarathustras — das ist's. Sie steht da als das fertige Werk seiner Hände. Wenn man bedenkt, wie das Unumstößliche an einem Dichterruhme wie dem Gottfried Kellers darin besteht, daß er die von einem beschränkten Horizont umschlossene Welt des deutsch-schweizerischen Mittellandes und

Mittelstandes vollkommen beherrscht und ausfüllt, so wird Nießsches Künstlerruhm trotz der nicht vollendeten Reife und Rundung deswegen nicht gänzlich zu schmälern sein, weil er für seinen allerdings zerfließenden Übermenschen wenigstens eine in scharf umrissenen Konturen sich darbietende Bühne schuf. Am szenischen Beiwerk darf nicht gerüttelt werden; in dieser Hinsicht Nießsches sprudelnde, blutwarne, lebendig pulsierende Erfindungsgabe nicht zu bewundern, wäre ungerecht. Aus welcher Fülle glücklichster Anschauung und schärfster Beobachtung weiß er die Umgebung für einen Propheten zusammenzusetzen! Was tut es, daß er manches Erkennbare aus berühmten und manches sonst aus unberühmten Dichtungen sich angeeignet hat? Wieviel unmittelbar mit eigenen Augen Gesehenes bleibt trotz alledem zurück! Die Milch und Labfal spendenden Euter des Lichtes, die der Sonne sich entgegenhebende Begierde des Meeres mit tausend Brüsten, der trüchtig am Horizont liegende rot aufgehende Mond, — man mag es übertrieben finden; aber wo trifft man sonst auf Tropen von solcher Kraft! Der Bauch aller schwarzen Trübsal, die rosenrote Stille, das entwölkte Schweigen, die unter Rosenhängen und Lilienhecken heimische lachende Bosheit, der Sprung mit beiden Füßen in goldsmaragdenes Entzücken als eines Tänzers Tugend, die süße Leier mit dem trunkenen Unkenton, der fern herkommt von den Teichen der Liebe, der braune Gold=Wein=Geruch vom alten Glücke als ein Duft und Geruch der Ewigkeit — gewiß, jetzt hinterher ist es leicht, sich darüber lustig oder gar es ihm nachzumachen; wer aber hat vor Nießsche unser altes Deutsch in solchen Delirien sich schaukeln lassen? Das sind die guten Einfälle; es ist aber auch viel Können da; im „Nachtlied“ zum Beispiel oder in der „stillen Stunde“ ist die einmal angeschlagene Stimmung wunderbar durchgehalten. Bewunderswert ist auch das Geschick, mit dem Nießsche die Attribute Zarathustras ungeschwächt bildhaft einzuführen versteht, obwohl er sie im bleibenden Bannkreis des Symbols hatte erfinden müssen: „Und siehe! ein Adler zog in weiten Kreisen durch die Luft! Und an ihm hing eine Schlange, nicht einer Beute gleich, sondern einer Freundin: denn sie hielt sich um seinen Hals geringelt. Das stolze Tier unter der Sonne und das klügste Tier unter der Sonne.“

Das alles und manches andere hier nicht Erwähnte sind Vorzüge, die selbst vor einem Übermaß von Mängeln, Fehlgriffen und Übertreibungen siegreich standzuhalten vermögen. Überdies

Landschaft und
Sprache

Zarathustra
weder rein
didaktisch noch
rein satirisch

betreffen sie nur die Ästhetik der Sache, und beim Zarathustra entscheidet der Inhalt. Die Fehler, die auf diesen zurückzuführen sind, fallen daher weit schwerer ins Gewicht. Im großen und ganzen, kann man sagen, beruht die inhaltliche Schwäche des Zarathustra auf der Diskrepanz jener beiden Bestandteile, die wir als die zwei aus Nietzsches Natur sich notwendig ergebenden Grundlagen nachgewiesen haben: sein Erziehertrieb hätte, in der entsprechenden Kunstform, ein Lehrgedicht ergeben müssen und desgleichen der Kritikertrieb eine Satire; eins zum andern zusammengepfercht führte unausweichlich ein Stilgemengsel herbei und damit ein Konzeptionsmanko, dessen störenden Folgen keine noch so ängstliche Vorsicht im Detail vorzubeugen vermochte. Ist ein didaktisches Gedicht, das sich über vier Bücher zu je hundert Seiten hinzieht, an sich schon ein Unding, so kann man mit derselben Sicherheit voraussagen, daß ein Spottlied, das seine Zuhörer anders und besser zu machen bezweckt, es niemals zu einem hellen Lachen bringen und seiner eigenen Späße niemals froh werden wird. Deshalb geht Zarathustra, dem Lehrer, die gewinnende Treuherzigkeit und Zarathustra, dem Spötter, der gewinnende Humor ab. Sein Gebot verletzt mehr als daß es zwingt, sein Humor stößt mehr zurück, als daß er erleichtert. So bringt Nietzsche seinen Zarathustra um den Erfolg eines vollkommenen Kunstwerks: wer sich ihm auf gut Glück nähert, um es auf sich wirken zu lassen, den bannt, fesselt und überwältigt es nicht in einer ihn befreienden Weise. Da es dennoch starke Wirkung tut, so sieht man sich genötigt, diese außerhalb der reinen Kunstsphäre zu suchen, und so spricht man denn von Zarathustra als einem Propheten. Dagegen ist wenig einzuwenden, außer etwa, daß so dem ästhetischen Richterspruch ausgewichen wird. Peter Gast, der Enthusiast, aber auch der feinsinnigste Künstler, faßt seinen starken ersten Eindruck von der Lektüre des ersten Buches gegen Overbeck am 12. Juli 1883 in die treffende Bemerkung zusammen: „Ich bin begierig zu erfahren, was Sie und die geehrte Frau Professor zu diesem Buche sagen. Ich halte es für eine ‚heilige Schrift‘, vielleicht auch mit ein paar Eigenschaften heiliger Bücher, die ich daran lieber vermisse.“

Die Überschrift dieses Buchtheiles redet vom Zweifel am Zarathustra. Damit sollte in Kürze das trennende Moment getroffen werden, das man, mißdeutend, Overbeck zum Vorwurf gemacht hat, indem man von Unvermögen oder mangelnden guten Willen

redet. Aber, wie schon angedeutet wurde, ist Overbecks zögerndem und ablehnendem Verhalten eine weit allgemeinere, typische Bedeutung beizumessen. Wie es ihm erging, ist es nach ihm hundert andern auch ergangen; deshalb liegt die Verpflichtung vor, diesen vorbehaltlichen, höchstens halbwegs zustimmenden Eindruck, den Zarathustra auf unbefangene und kritisch geartete Leser stets ausüben wird, auf einen einigermaßen zusammenfassenden Ausdruck zu bringen. Es soll also im folgenden eine auf Grundlinien sich beschränkende Analyse der drei ersten Teile von Zarathustra versucht werden, — im großen und ganzen eine Formulierung von Gedanken, wie sie im Hause Overbeck gehegt und gelegentlich auch vor nahen Freunden ausgesprochen worden sind:

Zarathustra ist das überbrausende Ich, das in moralisierend dichterischem Aufschwung sich den Menschen wichtig machen, ihnen neue Erkenntnisse und Ideale bringen will. Der Übermensch gründet sich auf die Scham der Unzulänglichkeit, er ist das wolgende Kind der Erde und ihrer Lebensmöglichkeiten. Damit ist ein Gegensatz ausgerichtet zum Menschen, der Gott sucht, der die Seele über den Leib erhebt, zur Tugend der Guten und Gerechten; denn nun soll alles in leidenschaftlichem Werdetrieb aufflammen. Dies führt zu Wort- und Sinnspielereien der geistreichsten Art. Der Tod des Seiltänzers ist der Seelentod des Durchschnittsmenschen, der am Beruf zugrunde geht. Zarathustra schleppt sich mit Toten, da geht ihm das Licht auf: Was soll er mit Leichnamen, er will lebendige Gefährten. Und — neues Bild! — nicht Hirt und Herde, sondern ein Räuber sein und viele weglocken von der Herde! Nießsches Schaffender will ein Brecher und Verbrecher sein, er bedarf der Wollust, des dionysischen Überschwangs, der Verführung in Wort und Bild. Er rechnet auf eine elementare Wirkung; er wandelt die Leser und Hörer in Mitschaffende, Mitfeiernde, Miterntende.

Also verkündet Zarathustra den Ich=Willen, die Ich=Welt; er nimmt sich das Recht heraus zu neuen Werken, zum Schweren und Schwersten, zur Stärke des freien, tragsamen und spielenden Geistes. Die Bilder überstürzen sich: guter Schlaf und mohnblumige Tugenden dazu, um die Gottwelt, die Hinterwelt und das Erwachen aus ihr zu verschlafen. Die Erde sei unser Sinn! Alle Phantasien über Götter und Himmel und erlösende Blutstropfen sind süße und düstere Gifte, die der Mensch allerdings aus dem eigenen Leibe und aus der Erde sog, aber aus dem kranken

Zarathustra als
geheiltes
Ich-Bewußtsein

Die Leiblichkeit
des Selbst

Leibe und der verdorbenen Erde. Rechtlicher und reiner redet der gesunde Leib, der vollkommene und rechtwinklige: der Künstler jeden Augenblickes. Der Gedanke, die Seele ist nur ein Produkt viel allgemeinerer Funktionen, eine vorübergehende Erscheinungsform in der chemischen Retorte. Jenes, der Geist, ist die kleine Vernunft; die allgemeinen Funktionen sind die große Vernunft. Die kleine redet, die große tut. So entsteht der Gegensatz zwischen Ich und Selbst, Geist und Leib. Das Selbst, der Leib, bestimmt das Ich, den Geist, zu seinen Gedanken, zu seinem Schmerz und Lustgefühl und dazu soll es denken: Es soll!!! Niessche will also den kategorischen Imperativ doch nicht aufgeben, nachdem er kurz vorher das beschränkte Sollen in das höhere Wollen verwandelt hat. Nur zu natürlich. Welcher gerade Mensch könnte denn überhaupt einen der ihm vorgezeichneten Wege nicht gehen? Wir müssen alles sagen wollen und unser Tun damit vor uns selbst erklären und rechtfertigen, denn das ist ja nun einmal unser eigentümliches menschliches Wesen, daß wir uns immer in Beziehung zu andern Lebensmöglichkeiten und -wirklichkeiten setzen müssen, ich will, ich darf, ich muß, ich kann, ich soll — alles dasselbe, nur in andere Beziehung gesetzt.

Umkehrung der
Askeze

Hier geht er nun in seinem Denken von der christlichen Askeze aus, freilich nach dem ihm eigenen Umkehrungsprinzip unter entgegengesetzter Verknüpfung von Wollust und Asketentum: der Geist muß gedemütigt, der Leib erhoben werden. Er, der Denkende, ist seinem Leib, dem Schaffenden, anheimgegeben, und nun scheidet sich für ihn die Finsternis so, daß auf den Leib das neue, schaffende, gute, lustvolle Prinzip fällt, auf den Geist das bösgewordene Untergangsprinzip. Dann bricht die Einsicht durch, daß jeder sich seinen eigenen Lebenswert schaffen müsse aus dem gleichwertig in ihm vorhandenen Material seiner guten und bösen Leidenschaften, wenn nur dem Selbst Freundschaften daraus erwachsen und er sich damit die Höhe des tragischen Untergangs sichert. Darüber wird er zum Verteidiger des Verbrechers an Leben und Gut; er ist für ihn der Kranke und Irre, wie ihn die Zeit mit ihren Begriffen von Recht und Unrecht schafft. Indem er dann Zorn und Spott ausschüttet über den lesenden Pöbel und sich so der naiven Voraussetzung einer Zeit überläßt, da der Geist Gott war, während er hernach Mensch und zuletzt Pöbel wurde — wandelt er in den Spuren des Alten Testaments in Sprache und Begriffen: der „Räuber an der Herde“, der Geist

Gott; dabei spielte der Begriff des Raubens als der männlichen Seligkeit von der fröhlichen Wissenschaft her mit hinein. Unmittelbar darauf, nach der leugnenden, spöttischen Überlegenheit das biedermännische Jünglingsgebet: „Halte heilig deine höchste Hoffnung!“ ferner: Die Rede gegen die, welche den Tod predigen, will heißen das ewige Leben — diese angebliche Lebenspredigt kommt von müden und enttäuschten Lippen. Auch den Krieg ruft kein Begeisterter für die höchste Hoffnung, für den höchsten Gedanken des Lebens aus. „Du sollst“, klingt dem Tapferen angenehmer, als „ich will“. Nietzsche ist aus diesem Dilemma nie herausgekommen. Der Tapfere soll sich von Zarathustra, dem Übermenschen, befehlen lassen, der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll. Spuckt hier nicht wieder der alte Jehova? Alles ist undeutlich — mystifizierend, moralisierend und bildlich. Die Predigt gegen den Staat, die Vielzuvielen, ist wärmer gehalten, als ob hier persönliche Gefühle im Spiel seien; Rohde und Overbeck scheinen hier apostrophiert zu sein und wohl auch sonst der eine oder andere. Bis hieher ist Nietzsche noch kein ursprünglicher, wirklich großer Ton gelungen.

Dilemma zwischen
Sollen und
Wollen

Die Fliegen des Marktes sind das erste wahrhaft prächtige, wahrhaft empfundene, großartige Stück. Hier hat sich die Dumpfheit des persönlichen unabstrahlierten Erlebnisses in einem elementaren Ausdruck zu befreien vermocht; hier ist Kraft der Seele; hier sprach Nietzsche seinen Freunden aus dem Herzen, wenn er sich selber ermahnte: „Fliehe, mein Freund, in deine Einsamkeit! Abseits vom Markte und Ruhme begibt sich alles Große!“ — Auch „von der Keuschheit“ ist schön. Aber wer über Tugend und Keuschheit zu reden weiß, ist wohl selten ein Tugendhafter. Diese Begriffe wachen im Menschen gewöhnlich nach Erzessen auf, und da ist es besser, meint Nietzsche, wenn man vom Apfel gekostet hat, dem Leben das Wort zu reden, während die Prediger des Todes, die christliche Weltanschauung, von „Sünde“ sprechen. — Dann deckt er die Schwierigkeiten der Freundschaft auf; auch hier wird um ein Jenseits gerungen, das sich im Übermenschen vollenden soll. Aber was bedeutet da Überwindung? Doch eben nicht eine Veränderung zu einer höheren und besseren Kraft, sondern nur Aufhebung des Widerstandes in der Gefühlsnarke und der Einbildung, die Menschlichkeiten seien dadurch beseitigt, daß man sie vergesse. — Dann betrachtet Nietzsche die verschiedenen Werttafeln der Völker, die vielerlei Ziele, bei denen allen Gut

Die „Fliegen des
Marktes“

und Böse Wertmesser ist. Er will aber ein Ziel, eine Menschheit. Den Wertmesser nennt er ein Ungetüm und fragt, wer es bezwingen wird. — „Von der Nächstenliebe“ galt Overbeck und seiner Frau als das zweite große Kapitel des ersten Zarathustra. Wer nicht auf eigenen Füßen steht, kann auch dem Bruder nicht das sein, was Menschen sich untereinander sein können. Wieviel falscher Anspruch der Menschen untereinander erlischt durch diese Kunst der Selbsterziehung. Hier nennt Zarathustra als den Sinn der Welt: das Werden des Guten durch das Böse, das Werden der Zwecke aus dem Zufall. — Die Warnung vor der Einsamkeit, die Trauer über sie, die Lösung: „über sich hinaus schaffen und zugrunde gehen“ — zeigt freilich stets am Übermenschen den Zug des Unmenschlichen, des Unvermögens, der Grausamkeit. — Über das berühmte Peitschenkapitel sodann hat eine Frau, wer immer sie auch sei, am besten zu schweigen. Was darin wahr ist, ist ja jedenfalls das Beste zugleich. Zarathustra hat eigentümlichen, wahrhaft schauenden Geschmack; er sieht im Weibe was er sucht, neben höchster hingebender Weiblichkeit bizarre Züge, verführerische Gaukelei, leeren Grund. „Seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie recht!“ Sollte ihm wirklich je eine Frau so über sich recht gegeben haben? — „Vom Biß der Natter“ verkündet abermals, jedoch zerstückelt und superflüg, die neue Moral des Immoralisten. Der Satz: „Nicht Böses mit Gutem vergelten, sondern beweisen, daß das Böse etwas Gutes sei“, — enthält einen großen Gedanken, der nur nicht in der Lust zu provozieren sich verderben darf. Auch kann nur das unabsichtlich zugefügte Böse im zweiten Gliede etwas Gutes werden — dies ist ja auch längst durchgeführt in dem Glauben, daß alles zu unserem Besten geschehe oder gelenkt werde. Die folgenden Nachsätze, so echt menschlich empfunden sie sind, schwächen wieder ab; denn wenn ein Unrecht zu tragen leicht wird, kann man's wohl laufen lassen, darf sich aber darauf weiter nichts zugute tun, und zum Übermenschen führt dies auch nicht gerade. Es laufen hier überhaupt verschiedene Wege zusammen. Über seinen Extravaganzen im Urtheil gegen andere versteigt er sich zur hochmütigen Überhebung über die Leistungen des gewöhnlichen, gescheiten und guten Menschen, und sucht doch andererseits die dogmatische Einführung und Strenge der Ineinssetzung von Gut und Böse durch allerlei Menschlichkeiten zu mildern und zu verheitern.

Die Pädagogik der Ehe, voll guten Sinnes, leidet unter der schulmeisterlichen Einkleidung. Es durchfröstelt einen förmlich. Wer möchte so heiraten wollen, mit diesem Zarathustra als Segner! Da ist es ja mit aller Natur und Unbefangenheit vorbei. Es klingt fast wie Gouvernantenweisheit. Und müßte die Geistesweisheit, wirklich den Übermenschen zu gebären, nicht jede Frau in die höchste Qual für ihr Kind bringen? — Auch das Selbsttötungskapitel gehört nicht zu den glücklichsten. Über den Tod ist nicht so leicht zu reden; es ist wenigen eingefallen „zur rechten Zeit zu gehen“ — Nietzsche selbst durchaus nicht, obgleich er damit zu kämpfen hatte, so gut wie ein anderer. Der Mensch, der zu andern gehört, hört nicht auf, diesen etwas zu sein, selbst wenn er schwach geworden ist. Wer freilich nur nach Weisheit und neuen Paradoxen jagt! Der Selbstmord wird stets die Ausnahme sein. — Die drei letzten begeisterten Reden „von der schenkenden Tugend“ geben wirklich das großartige Bild des Vollenden, seine erhabene Stimmung, sein Aufgehen in einer höheren Allgemeinheit. Gut und Böse sind unsichere Dinge; die Einheit, die Macht steht bei dem vom Gedanken einer neuen Tugend beherrschten Menschen. Hier ist Nietzsche wieder klar und wahrhaft philosophisch. Er spricht nichts Neues aus, aber er sagt es auf seine überzeugende und eindrückliche Art, die dem Menschen zur Illusion verhilft, ein Neuerer zu sein. Die Herde besteht aus Katzen und Wölfen, die an Krankheit und Gier und entarteter Selbstsucht leiden. Da muß das hohe Ich zum Urbildner werden. „Bleibt mir der Erde treu, sammelt die verflogene Tugend, den verflogenen Geist!“ Noch waltet Zufall und Unsinn, der Ohne-Sinn. Wissen und Erkennen erhöhen den Leib, machen die Seele fröhlich. „Unerschöpft und unentdeckt ist immer noch Mensch und Menschenerde.“ Mit Reminiscenzen des Neuen Testaments („Wachet!“ — Werdet die „Auserwählten“!) schließt der erste Zarathustra.

Die schenkende
Tugend

Zum zweiten Teil ist zu sagen, daß er kaum neue Gedanken hinzubringt, dagegen in der Künstlerschaft einen Fortschritt über den ersten hinaus bedeutet. Der lyrische Drang ist ungeheuer, die Phantasie uferlos, die Bilder erlesener, er redet eine noch verzücktere Sprache. Seine Gedanken sind meist Stiche gegen Gedanken anderer; er reißt sie aus deren Felde aus und pflanzt sie, womöglich mit der Wurzel in der Luft, in seinen Garten. Es läßt sich schwer entscheiden, worin die hinreißende Kraft dieser

Künstlerische
Steigerung des
zweiten Teiles

Denkdichtung beschlossen liegt, ob wirklich in titanenhafter Wucht und nicht eher in sirenenhafter Verführung. Jedenfalls steht das Poetische hoch über dem Gedankeninhalt. Man denke an das „Nachtlied“, den ergreifenden Ausdruck der Einsamkeit und eines hohen Strebens — an das herrliche „Tanzlied“, bei dem man Feuerbachs „Hafis am Brunnen“ vor sich sieht; nur — wozu die Kokette, affektierte Müdigkeit: „Vergebt mir, daß es Abend ward“? — Wer sind ferner in dem schönen Gräberlied diese unbarmherzigen Feinde? Bilder sind's, schön erfundene Einflösungen, aber Nietzsche glaubte wohl selber an ihre Wirklichkeit. Dieser freie Geist schließt mit einem christlichen Glaubensartikel, mit einer christlichen Hoffnung: „Nur wo Gräber sind, gibt es Auferstehungen!“ Nietzsche ist so durchdrungen und verwoben mit christlichen und jüdischen Vorstellungen, daß er schon aus diesem Grund kein unmittelbarer Neuerer sein kann. Wie hat es ihm wohlgetan, alte Gedankenfetzen schimmernd zu umhüllen! Der zweite Zarathustra ist mehr als der erste bel esprit und Literateur. Hier ist alles Schmuck, Zarathustra tanzt begeistert und bekränzt vor dem eignen Spiegelbild. Einige hervorstechende Gedanken sind herauszugreifen.

Das Entsetzen vor
dem Mitleid

Zunächst Nietzsches wahrhaftes Entsetzen vor dem Mitleid. Dabei verzichtet er gar nicht darauf, er raffiniert nur in dessen Behandlung: verborgenes Mitleid, Mitleid aus der Ferne. Freunde, Fremde und Arme — alles ist unter ihm und seine „schenkende Liebe“ ist immer in den Mantel des Ekels, in die Furcht, sich herabzuwürdigen, gehüllt. Der schöngeistige, leidende Narciß der Attitüde, dessen Herz zwar beteiligt ist, aber in immer neuen Umschreibungen sich genug tut. Nietzsches Affektation war ihm ein Weg zur Freiheit des Geistes, zum Abschütteln des vis-à-vis. — Das hindert nicht, in dem schönen Kapitel „Von den Tugendhaften“ die reichen Ausblicke in die Psychologie der Menschen und Christen zu bewundern. Und noch mehr feiert Nietzsches literarische Könnerschaft ihren wundervollen Triumph in den Stücken „vom Gefindel“ und „von den Taranteln“. Was ist da alles an Ekel, Spott, Humor, Seligkeit und Kraft zu finden! Nicht geringer ist der Bilderreichtum in dem gegen seine gelehrten Freunde gerichteten. „Von den berühmten Weisen“; hier spricht Nietzsches Temperament zugunsten „seines Geistes“. Die berühmten Weisen, die er so verachtet, haben mehr von den eiskalten Brunnen gewußt als er, aber ihre Sprache war einfach

Das Gericht über
die gelehrten
Freunde

und wirklich, während Nietzsche sich in Umschreibungen wälzt. Allerdings mit Glück; er weiß den einfachsten Vorgang der Natur, in der er sinnend weilte, mit seinen Hauptgedanken zu verbinden, sie in diese Bilder einzukleiden. Daß er vollends die Weisen mit dem Volk verbindet, weil die Vernunft sich nur in der Volkstümlichkeit gefalle, ist eigentümlich. Auch für Nietzsches Wüstennatur, für den grausamen, gottlosen, einsamen Willen, ist ein Volk da, das Volk der Aufstände, der Verbrecher, ja selbst ganz gewöhnliches Biedermannsvolk, das sich aufregen und erhöhen will, den Leib erhöhen ohne eigenen Geist. Die Bilderfülle deckt hier keinerlei Gedankentiefe. Warum soll der Geist bloß ins Leben schneiden, warum soll sein Träger ein Opfertier sein? das gehört alles in die Lehre der Prediger des Todes, von denen Nietzsche selbst sagt, daß er ihnen nur zu verwandt sei. Nachher soll ja doch wieder gebaut werden — und da tut nun Nietzsche, wie wenn das nicht von jeher höchster Weltkern gewesen sei, gleichviel ob man die zügellosen oder die Ordnungsmenschen höher schätzt. Nietzsche schließt immer mehr aus, je mehr er seine Hand nach der Weltherrschaft ausstreckt.

Nietzsches Heimatboden ist der Trieb zur Satire. Geradezu glänzend, wie er in der „Unbefleckten Erkenntnis“ die Schopenhauersche Ästhetik bildlich behandelt, wie er im „Lande der Bildung“ über die buntgesprenkelte Kultur, über die Heimat aller Farbentöpfe, über die Bemalung mit fünfzig Kleeßen spottet, wie er, beredt und nur allzuwahr die armen Gelehrten hernimmt — (übrigens ein Lieblingskapitel Overbecks, obwohl er damit getroffen sein sollte). Schließlich, nach dem Stück von der „Erlösung“ zu schließen, hat Zarathustra die Welt nur in Zerrbildern gekannt und will Erlösung bringen von dem bis jetzt Wirklichen zum neuen Wirklichen. Da kann er denn nur seinen Katechismus wieder von vorne anfangen und aus dem ersten Buche wiederholen: Wille befreit — er kehrt aber in seine Einsamkeit zurück, um sich abermals zu besinnen; in der dichterisch prachtvollen „stillsten Stunde“ zittert und zaudert er und mag nicht und darf nicht und kann nicht. Es ist so: der Wollende will nicht, obwohl es sich doch um sein Schaffen handelt. Aber allerdings — da hatte er doch etwas Neues im Sinne; er liegt mit sich im Kampfe, ob er, statt des Übermenschen, die heimlichste seiner Lehren verkünden soll.

Das unterscheidende Merkmal des dritten Zarathustra liegt in

Triumph der
Satire

einem *changement de décoration*, in der Auswechselung der Hintergrundkulisse. Bis jetzt war die „Ewige Wiederkunft“ noch nicht vom Schluß der „Fröhlichen Wissenschaft“ her in den Zarathustra hinübergenommen worden. Ausschließlich der „Übermensch“ mußte die Ausstattung zum Ewigkeitsmysterium bestreiten in den beiden ersten Teilen. Nun heißt es: „Oh Zarathustra, siehe, du bist der Lehrer der ewigen Wiederkunft, — das ist nun dein Schicksal!“ Aber, wie gesagt, es handelt sich dabei lediglich um eine szenische Neuerung; inhaltlich und formal trifft sonst das vom zweiten Gesagte auch auf den dritten zu. Nur dadurch tritt für die Fortsetzung eine Erhöhung ein, daß das hinter ihm liegende Jahr starke seelische Spannungen gebracht hatte und zusammen genommen mit seinem Leiden, das ja einen konstanten Druck auf ihn ausübte, den Bekenntnischarakter dieser neuen Aussprache steigerte. Hier tönt uns eigentlich der reine Pessimismus entgegen. So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er in das Leiden. Leiden ist der Zustand des Sehens, der Zustand des eigentlichen Lebens, und Mut ist eine besondere Anstrengung, eine Selbstüberwindung. Für Nietzsche bedeutete damals Mut Gesundheit. Er wandelt in traumhaftem Leiden, er träumt von der Wirklichkeit des starken Lebens, das ihm versagt ist, nicht nur weil er leidend ist, auch weil er schwach ist und nicht durchhalten kann. Schon in der Einleitung wirft er sich fortwährend hin und her, es ist ein beständiges Jagen, Haschen, Loslassen. Die bedeutenden dichterischen Vorzüge auch dieses Teiles verteilen sich ebenfalls auf den Dithyrambus und die Satire. Das grandiose „Vor Sonnenaufgang“ gibt einen Gefühlszustand wieder, da Nietzsche wirklich im eigenen Gleich- und Schwergewicht ruht: „oh Himmel über mir, du Reiner! Tiefer! Du Lichtabgrund! Dich schauend schauere ich vor göttlichen Begierden.“ (Frau Overbeck sagte einmal zu Nietzsche: „Der Himmel ist für Sie, was die Augen der Geliebten für einen andern — und meinte beidesmal blau. Er seufzte sehnsuchtsvoll — er, der Jafager!) — Ein prachtvolles Korn freien Geistes findet sich im Winterkapitel am Ölberg, wo Nietzsche voller Übermut mit dem Mitleid kleiner Seelen seinen Spott treibt und ihm sein Elend vor die Füße wirft als Köder und Hohn. Das Stück ist im vorübergehenden Rausch gesprochen, die nüchterne Wirklichkeit, die natürlich auch in Nietzsches Leben ihre achtzig Prozent betrug, redete und dachte anders; sie bedurfte wirklich der Teilnahme. Solch eine lyrische Äußerung

stellt auch die besten und ergreifendsten Briefe in den Schatten, weil man es hier mit einem runden Schriftwerk zu tun hat. Sie läßt die Frage doch sehr offen, ob der künstlerische Wert des Zarathustra wirklich nur als großartige Beigabe in Betracht komme neben den reinen Aphorismenbüchern mit ihrem Übergewicht an bloßen Gedanken.

Endlich wird durch den dritten Teil vollends beweisbar, daß sich Nietzsche von seinen eigenen Anfängen, dem klassischen Ideal der Griechen, zusehends entfernt hat, während er in biblischen Anleihen ein übriges tut. Es ist auffallend, auf wieviel christliche Vorstellungen und Begriffe Nietzsche besonders in diesem dritten Buche anspielt und sie förmlich einführt. Sind die christlichen Instinkte in ihm so stark, daß er ihrer als Basis trotz aller Gegnerschaft nicht entbehren kann — oder will er dadurch als mit einem Kunstgriffe anderen seine Denkweise heimisch machen, sie dazu verführen? Beides mag ineinander übergreifen; an der Tatsache selbst wird das nichts ändern. Im „Geist der Schwere“ finden sich Ausdrücke wie „Zöllner und Krämer“ — „Unselig heiße ich alle — unselig heiße ich auch die“ — „Und dazu läßt man die Kindlein zu sich kommen“. Indessen sind diese Anklänge an das Neue Testament spärlich in Anbetracht der alttestamentlichen: „Von alten und neuen Tafeln“ — „Gut und Böse“ — „Überwinde dich selbst noch in deinem Nächsten“ — „Was du tust, siehe das kann dir keiner wieder tun“ — „Alles ist eitel“. Zarathustra geberdet sich in seinem Reden zuweilen wie der alte Jahve, dessen Art es zudem ist, sich den Menschen aufzuerlegen: „Schone deinen Nächsten nicht“ — „Eurer Kinder Land sollt ihr lieben“ — „Erlösung der Kinder von der Schuld der Väter“ — „Siehe, es gibt keine Vergeltung“ — „Wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert“ — „Wir bluten alle an geheimen Opfertischen“. Diese mannigfachen Anklänge an Exodus, Numeri und Deuteronomium lassen es als wahrscheinlich erscheinen, daß Nietzsche besonders bei der Aufstellung seines neuen Tafelwerkes, ausdrücklich zu diesem Zwecke, geradezu den Pentateuch studiert hat, um in Anwendung seiner antipodistischen Methode vom fremden Gedanken zum eigenen Gedanken zu gelangen. In den Psalmen oder Propheten hat er sich keine Anregung gesucht; weder war ihm mit der Nachempfindung des homo religiosus im Psalter und Hiob, noch auch mit dem Mittlerhandwerk der Prophetie gedient. Sein Ehrgeiz ließ ihm nach dem Throne Gottes gelüsten; der Perser

Die christlichen
Instinkte im
Zarathustra

Zarathustra als
Nachfolger
Jahves

Religionsstifter Zarathustra muß die Nachfolge des alttestamentlichen Sturm-, Rache- und Gesetzgebungsgottes antreten. Demgegenüber nehmen sich die neutestamentlichen Reminiszenzen in den ersten drei Zarathustrabüchern noch unabsichtlich und zufällig aus, selbst die gelegentliche Persiflage der Bergpredigt: „Selig sind die Schläfrigen; denn sie sollen bald einnicken.“ Erst im vierten Teile geht der Antichrist in ihm zielbewußt zu Werke durch die Travestie der Passionsgeschichte und besonders des Abendmahls. Jedenfalls aber ziehen sich biblische Berührungen durch das ganze Vier-Bücherwerk hin; die Rückkehr zum Interesse an der Bibel ist jedenfalls ein Grundinstinkt im Zarathustra. Darüber geraten sogar die alten philosophischen Gemeinbegriffe Schicksal und Freiheit beträchtlich ins Hintertreffen, ganz abgesehen davon, daß Anklänge an die griechische Denkweise, z. B. das heraklitische „alles im Flusse“, nur ganz sporadisch auftreten.

Die Chronologie
der vier
Zarathustrabücher

Die drei ersten Bücher des Zarathustra sind als solche — nicht ihren Gedanken nach, die früher zurückreichen — im Zeitraum eines Jahres oder höchstens in dreizehn Monaten niedergeschrieben worden. Der erste Teil in Rapallo bei Genua Januar und Februar 1883, das Schlußkapitel am 13. Februar in Wagners Todesstunde. Der zweite Teil Juni und Juli in Sils-Maria, nachdem zuvor in Rom das „Nachtlied“ fertig geworden war, „während eines schwermütigen Frühlings im Mai auf einer Loggia hoch über der Piazza Barberini, von der aus man Rom übersehen und tief unten die Fontana rauschen hört“. Der dritte Teil entstand Januar und Februar 1884 in Nizza: „Jene entscheidende Partie, welche den Titel: ‚Von alten und neuen Tafeln‘ trägt, wurde in beschwerlichstem Aufsteigen von der Station zu dem wunderbaren maurischen Felsenest Eza gedichtet.“ Wie seinerzeit gegen ein Dutzend unzeitgemäßer Betrachtungen geplant und zum Teil entworfen waren, so drängte die gefundene und gestaltete Gattung zu weit mehr Fortsetzungen, als dann Nietzsche wirklich ausgeführt hat. Folgerichtig hätte das zu einer immer größeren und intensiveren Expansion des Göttlichkeitsanspruchs führen müssen; Zarathustra würde immer mächtiger mit dem Volke in Kontakt treten, immer stürmischer und brausender sich außer-Ich-lich offenbaren. Nicht umsonst sagt er in der „Stillsten Stunde“: „Weißt du nicht, wer allen am nötigsten tut? Der Große befiehlt. Großes vollführen ist schwer: aber das Schwerere ist Großes befehlen. Das ist dein Unver-

zeihrichstest: du hast die Macht, und du willst nicht herrschen.“ Ob dieser Scheu ließ dann aber Nietzsche doch wieder zeitweise den Gedanken an eine Fortsetzung überhaupt fallen. Als er im Winter 1884/85 in Mentone den vierten Teil schrieb, war die Präntension einer objektiven Wirkung überwunden. Als Dichter seiner Natur treuer als bisher jemals, fand er im vierten Teil seinen Stil am reinsten — den persönlichen, subjektiven Lyrismus.

Die Entwicklungskurve, die sich von den innern Vorgängen im Zarathustrajahr 1883 andeutungsweise aufzeichnen läßt, skizziert eine außerordentliche seelische Unruhe im Zarathustrajahr; die Amplitude der Gemütschwankungen vom „Himmelhoch jauchzend“ bis zu dem „Zum Tode betrübt“, zeigt eine unheimliche Spannweite. Bei Overbeck war hierüber folgendes in Erfahrung zu bringen: von Weihnachten 1882 bis tief in den Januar hinein litt Nietzsche infolge seiner Enttäuschung mit Lou an einem furchtbaren Depressionsmaximum, an einen Unfall von Menschenhaß und Lebenssekel, dem er beinahe erlag. Dann erhob er sich steil in die wohlthätige Sammlung seines Selbstbewußtseins und schrieb die siebenzig Druckseiten des ersten Teils. Der Glaube an sich selbst war für kurze Zeit hergestellt. Bereits Mitte Februar war es damit wieder vorbei; selbstquälerische Grübeleien über seine Gesundheit, der zerschmetternde Eindruck von Wagners Tod und das bitterste Nachgefühl an die Zerwürfnisse mit Menschen besonders im Schoß seiner eigenen Familie, zerstörte aufs neue jedes Selbstvertrauen. Ein kräftiger Aufstieg der Vitalität erfolgte klimatisch, einfach durch das Frühlingserwachen Anfang April. Zugleich kam der erste Zarathustra in den Korrekturbogen von außen her wie etwas ihm überraschend Neues hilfreich auf ihn zu. Es folgten zwei Monate gesättigten Hochgefühls in Rom, wozu das persönliche Zusammenleben mit der Schwester das seinige beigetragen haben mag. Aber mit einer kalten Stube in Sils-Maria hob dann wieder der Niedergang an und erreichte im Hochsommer den Tiefpunkt wütendster Verzweiflung. Ein zweimaliges Zusammensein mit Overbeck und die Rückkehr ans Mittelländische Meer, nicht zu vergessen den zum Druck beförderten zweiten Zarathustra ließen ihn den Herbst in zunehmendem Gleichgewicht verleben. Das äußere Befinden sank im Winter 1883/84 wieder erbärmlich; aber diesmal ließ sich die Seele nicht mit in den Abgrund ziehen; es erwies sich als eine Kräftigung, Zarathustra gefunden und nun schon zur Hälfte geschaffen zu haben. Noch beim Jahreswechsel

Der Seelenzustand
im Zarathustra-
jahr

warf die Wucht des leiblichen Leidens auch die festeste Besinnung beinahe um; da brachte schon der Januar den dritten Zarathustra und mit ihm die Wiederholung, ja die gesteigerte Erhöhung oberster Gipfelempfindungen. Sie ermöglichten, als Kraftaufspeicherung, die langsame Rückkehr zum normalen Leben, dessen banale Forderungen und Interessen nun für Nietzsche erträglich geworden waren. Sein Zarathustra erwies sich recht eigentlich als eine weise Diätverordnung, als die weitaus erfolgreichste Kur für seinen erschöpften Körper.

Der vierte
Zarathustra

Das Jahr 1885 bedeutet den Abschluß von Nietzsches eigentlich lyrischer Periode. Im Herbst 1884 stellte er die Medusenhymnen zusammen, von denen er einige in den Schlußteil des Zarathustra übernahm, während der Rest als Wurzelstock für die 1888 fertig gestellte Gedichtsammlung der „Dionysosdithyramben“ oder „Lieder Zarathustras“ anzusehen ist. Auch der eine oder andere Nachzügler in den „Liedern des Prinzen Vogelfrei“, z. B. der Dithyrambus an den Mistral, ist im November 1884 in Mentone entstanden. Im Frühling des genannten Jahres hat Nietzsche eine kleine Privatauflage des IV. Zarathustra veranstaltet, von der er aber nur sieben Exemplare selber verteilt hat, einzelne davon erst nach Jahren. Wer die Empfänger waren, bildet eine kleine Kabinettfrage in seiner Biographie (S. 548). Hierzu findet sich bei Overbeck eine ausführliche Notiz: „Auch mir wurde der III. Zarathustra im Begleitschreiben vom 12. April 1884, mit welchem ich das für mich bestimmte Exemplar erhielt, ausdrücklich als letzter Zarathustra bezeichnet. Nach Frau El. Försters eigenem, aus den Papieren ihres Bruders gewonnenem wiederholtem Zeugnis sollte Zarathustra ursprünglich mit dem dritten Teil schließen (S. 539). Doch will die Frau Förster von ihrem Bruder den Gedanken, den Zarathustra noch weiter fortzusetzen, schon bei ihrem Zusammensein mit ihm in Zürich im September 1884 vernommen haben (S. 541). Eines der zunächst allein in die Welt ausgegangenen sieben Exemplare des IV. Zarathustra, von denen Frau Förster-Nietzsche (S. 548) spricht, erhielt ich. Es trägt von Nietzsches Hand die Aufschrift: „Meinem verehrten lieben Freunde Franz Overbeck mit der Bitte um Geheimhaltung dieses ineditum — und vielen andern Bitten.“ Ohne jedes Datum. Leider unterließ ich bei Empfang dieses Exemplares jede diese Aufschrift ergänzende eigne Notiz über den Tag, an welchem das Exemplar bei mir einlief. Und da

auch der Druck selbst von Nietzsche nicht das geringste direkte chronologische Kennzeichen erhalten hat, so bin ich nur imstande, zur genaueren Datierung des IV. Zarathustra mitzuteilen, daß Nietzsche mir am 7. Oktober 1885 aus Leipzig meldete, er habe zirka 100 Thaler für den Druck des Zarathustra IV an Schmeißner bezahlt. Daß zu meinen Mitempfängern jener sieben Exemplare auch G. Brandes gehören müsse, wurde mir erst aus seinem Aufsatz über F. Nietzsche (in der Deutschen Rundschau, Band 63, 1890, S. 81 ff.) kund. Noch viel später erfuhr ich, daß Brandes sein Exemplar nicht vor Januar 1888 erhalten hat, zu welcher Zeit ich mein Exemplar schon ein paar Jahre bei meinen bis dahin noch ausnahmslos erschienenen Drucken stehen hatte. Daß die von Frau Förster erwähnten sieben Exemplare gleichzeitig zur Verteilung kamen, gibt sie nicht zu verstehen. Darüber, wer die sieben Empfänger gewesen sind, wird sie vermutlich mehr wissen als ich. Daß sie mich unter ihnen nicht nennt, beweist bei der Stellung, die sie sich zu mir im Schlußband ihrer Biographie gegeben hat, für ihr Nichtwissen von mir auch nicht das geringste."

Mit dem vierten Teile vollendete sich gewissermaßen der Anfang von Zarathustras Untergang. Nietzsche erfüllte todesmutig sein Verhängnis, indem er den letzten Schritt nicht scheute, den Schritt in die äußerste Maßlosigkeit, indem er Ja sagte selbst zu dem hintersten Nein und mit den eigenen grausamen Händen sein edles Menschentum in Felsen riß. Rettungslos trieb er so der eigenen Vernichtung zu, aber da auch hier sein letzter Antrieb ein alter brennender Wahrheitsdrang, ein tiefeingewurzelter Unabhängigkeitsinn gewesen sein muß, so schlägt ihm selbst das Verderben zum Heile aus. Er bietet mit dem qualvollen Schauspiel seiner schonungslosen Selbstkritik unserer ernüchterten Zeit einen Anblick dar, der an grauem Ernste mit dem Titanenmythus der Antike wetteifert. Der vierte Teil des Zarathustra, so wie er ihn schließlich von den ersten Entwürfen abweichend verfaßt hat, erklärt sich am besten als schonungsloser Akt einer solchen aus Verzweiflung heroischen Selbsterfleischung. Nur bei deutlicher Betonung dieses Charakters erwächst diesem von Nietzsche besonders geheimnisvoll behandelten Buche die volle Bedeutung, die ihm als vermittelndem Gliede in der Kette seiner Werke zukommt. Der in der Biographie (II, S. 539 f.) mitgeteilte „Plan zu einer Fortsetzung des Zarathustra aus dem Win-

Das dichterische
Vorpiel zum
Untergang

Zarathustra IV
ein Selbstgespräch

ter 1883/84" wies Zarathustra für den vierten Teil in gesteigertem Maße die Rolle des Umwerter zu und führte ihn als solchen mitten unter's Volk, läßt ihn mit den Massen in Kontakt treten und in dem Momente vor Glück sterben, als auf seine Frage alles mit Ja antwortet. Desgleichen sollte das neue vierteilige Zarathustrawerk, in dessen Plan er Peter Gast einweihte (Biographie II, S. 546/47), beginnen mit „großem Trompeten-Herolds-Lärm“, mit einem „Glück der lauten Töne“. Ganz anders der vierte Zarathustra; der bezeichnet es als eine Torheit, die hinter ihm liege, sich jemals auf den Markt gestellt und laut zu der Menge geredet zu haben. Der vierte Teil gibt sich als eine Auseinandersetzung mit höchstens einem halben Duzend von Zarathustra nicht allzusehr verschiedener Persönlichkeiten, weil auch sie der Masse entlaufen sind und irgendwie als unsoziale Eigenbrödlar und nicht etwa als Vertreter und Fürsprecher des Volkes oder Pöbels mit Zarathustra zusammentreffen. Sieht man nun näher zu, so enthüllt sich dieser vierte Teil als ein grandioser Ausfluß von Nietzsches dionysischem Erysmus so sehr, daß es sich überhaupt nur um einen dialogisch gestaffelten Monolog handelt, um Rede und Gegenrede innerhalb ein- und derselben Haut. Dabei ist Zarathustra Nietzsches Wunsch-Ich. Daß er das ist, geht auch aus dem wichtigen Schlußaphorismus 25 in der zweiten Abhandlung zur Genealogie der Moral hervor —: „Genug! genug! An dieser Stelle ziemt sich nur eins, zu schweigen; ich vergriffe mich sonst an dem, was einem Jüngeren allein freisteht, einem ‚Zukunftigeren‘, einem Stärkeren als ich bin — was allein Zarathustra freisteht.“ Die abwechselnd sich ihm beigesellenden Kameraden sind dafür die verschiedenen Individuationen des wirklichen Nietzsches, die von der Zukunft und Hoffnungshypostase „Zarathustra“ überhöht und aufgesogen werden. Der Verkünder der großen Müdigkeit, der Getretene, der als Gewissenhafter des Geistes von zwanzig Blutegehn ausgesogen wird, der tobsüchtige Zauberer, der sich aber nur als schlimmen Schauspielar entpuppt und die paar andern Gegenfiguren — es sind die „Nottschreie“ aus Nietzsches eigener Brust, es sind die Bestandteile seines eigenen Seelenganzens, gegen die er den Stock zur Züchtigung erhebt und über die sein Fuß hinwegschreitet. Dabei erscheint der „schwarze lange Mann mit einem hagern Bleichgesicht“ wie eine Verkörperung der von Overbeck erhaltenen profantheologischen Anregungen: „Unter drei Augen gesprochen,

Nietzsches eigene
„Nottschreie“

sagte erheitert der alte Papst (denn er war auf einem Auge blind), in Dingen Gottes bin ich aufgeklärter als Zarathustra selber — und darf es sein. Meine Liebe dient ihm lange Jahre, mein Wille ging allem seinem Willen nach. Ein guter Diener aber weiß alles, und mancherlei auch, was sein Herr sich selbst verbirgt.“ Noch durchsichtiger ist die Versinnbildlichung von Niezsches Verhältnis zu Wagner in dem ausführlichen zweiteiligen Kapitel „Der Zauberer“: — „Wer bist du doch! schrie hier der alte Zauberer mit einer trotzigen Stimme, wer darf also zu mir reden, dem Größten, der heute lebt? — und ein grüner Blitz schoß aus seinem Auge nach Zarathustra.“ Die Abstrafung Wagners steht in Verbindung mit Niezsches Haß gegen das Christentum. Die Abwendung vom griechischen Geiste vollendet sich hier durch die antichristliche Durchdringung des Bibelstoffes bis zur äußersten Blasphemie: „Es ist nicht mehr wahr, daß die Armen selig sind. Das Himmelreich aber ist bei den Kühen.“ — „Die Kindlein lässest du zu dir kommen und wenn dich die bösen Buben locken, so sprichst du einfältig Ja.“ — „Ein kleiner tapferer Unsinn, irgend ein Gottesdienst und Eselsfest — und feiert ihr es abermals, dieses Eselsfest, tut's euch zu liebe, tut's auch mir zuliebe! Und zu meinem Gedächtnis!“

Auch seine antipodische Abhängigkeit vom Christentum hat Niezsche ehrlich durchschaut: „Was höre ich, sprach hier der alte Papst mit gespitzten Ohren; oh Zarathustra, du bist frömmere als du glaubst, mit einem solchen Unglauben! Irgendein Gott in dir bekehrte dich zu deiner Gottlosigkeit. Ist es nicht deine Frömmigkeit selber, die dich nicht mehr an einen Gott glauben läßt? In deiner Nähe, ob du schon der Gottloseste sein willst, wittere ich einen heimlichen Weih- und Wohlgeruch von langen Segnungen: mir wird wohl und wehe dabei.“ Der „Mörder“ Gottes wird ihm zum „häßlichsten Menschen“. Besonders ergreifend aber nimmt sich, wenn anders wir mit Recht die Reden der Nebenfiguren im vierten Teil als maskierte Selbstbekenntnisse Niezsches auffassen, das Eingeständnis seiner mangelnden Größe aus: „Oh Zarathustra, ich bin's müde, es eckelt mich meiner Künste, ich bin nicht groß, was verstelle ich mich! Aber, du weißt es wohl — ich suchte nach Größe! Einen großen Menschen wollte ich vorstellen und überredete viele: aber diese Lüge ging über meine Kraft. An ihr zerbreche ich. Oh Zarathustra, alles ist Lüge an mir; aber daß ich zerbreche — dies mein Zer-

Größe und
Streben nach
Größe

brechen: ist echt!" Diese Partie im Zaubererkapitel noch weiter auf Wagner zu beziehen, hindert der gänzliche Mangel eines äußeren Anhaltspunktes. Wagner hatte Nietzsche doch nicht den leisesten Anlaß gegeben zu der Einbildung, er werfe sich als Zerbrochener zu Füßen. Es war ja nicht das erste Mal, daß Nietzsche an Wagner dachte und dabei unwillkürlich sich selbst substituierte; er gesteht, dies sei schon bei der „Geburt der Tragödie“ der Fall gewesen. Sofern er in Wagner den Dekadent verachtete, stieg vor ihm die Angst seiner eigenen stark empfundenen Dekadenz auf: er verstieß sich selber. Darf man angesichts einer solchen partiellen Konfession Overbeck noch weiter der Verstandnislosigkeit beschuldigen, wenn er sich des Eindrucks nicht erwehren konnte, sein Freund sei kein im eigentlichen Sinne großer Mensch gewesen, er habe an seine Genialität im höchsten Sinne, besser gesagt an sich selbst, nicht geglaubt? Hat er ihn nicht gerade mit diesem Zweifel desto tiefer verstanden?

Unserer Auffassung, wir hätten es im vierten Zarathustra mit nichts anderem als mit einer unerhört ehrlichen Selbstdarlegung und Selbstauseinandersetzung zu tun, entspricht auch die Hochschätzung, die ein Mann wie Rohde dieser Schrift entgegenbrachte. Rohde hat es in zunehmendem Maße abgelehnt, an Nietzsche etwas anderes gelten zu lassen, als seine Person; daß mit Nietzsches Werk irgend eine neue Sachlichkeit, eine dauernde Wertsetzung gegeben wäre, bestritt er angelegentlich und beredt. Nun lernt er den vierten Zarathustra erst im Jahre 1892 kennen; er hatte nicht zu denen gehört, denen Nietzsche als seinen Vertrautesten den Privatdruck übersandt hatte. (O. Crusius, Erwin Rohde, Tübingen und Leipzig 1902, S. 177, Anm. 5.) Nach der Lektüre schreibt er an Overbeck am 17. Mai 1892: „Ein wunderliches, aber ergreifendes Buch, an dem ich überagll den tiefsten, eigenen Klang einer zum Abgrund hinabschreitenden großen Seele höre. Wie Nietzsche sich so in seine Traumwelt förmlich familiär einlebt — ich kann das alles nur mit wehmutsvoller Erschütterung lesen. Diese Erfahrung, den tiefsten und reichsten Geist, der einem begegnet ist, im Wahnsinn und in die Unzulänglichkeit seiner Wahnwelt verschwunden zu wissen — das klingt immer wieder auf in einem mit einem unbeschreiblich traurig machenden Totenglockenklang.“ Dieses Steckenbleiben in der eigenen Subjektivität war die Schranke, die Nietzsche von der Größe trennte. Die vier Teile des Zarathustra stellen einen

willensstarken Anlauf dar, aus sich selber herauszutreten, sich selber zu überwachsen. Aber gerade als ein solcher Anlauf aufgefaßt, ist Zarathustra mißlungen. Einer der ersten öffentlichen Beurteiler des Werkes, Karl Spitteler, sprach es aus (Sonntagsblatt des „Bund“ 1888, S. 7): „Nietzsche ist ein Riese, das unterliegt keinem Zweifel. Als solcher darf er uns nicht verübeln, wenn wir ihm zumuten, groß zu sein.“

Ein Riese muß
groß sein

Ende des ersten Bandes